

Von den Thaten und Schicksalen des Deutschen Ordens in Preußen.

Von

Fedor von Köppen.

Original-Zeichnungen von Wolbemar Friedrich.



I. Die ersten Ordens- ritter in Preußen.

In den Niederungen zwischen Weichsel und Memel bis an die bernsteinreichen Küsten der Ostsee wohnte vor vielen hundert Jahren ein rohes, heidnisches Volk litauischen, d. h. slavischen Stammes, ihren Sitten und Gebräuchen nach aber dem altgermanischen Stamme der Gothen verwandt, welche vor der großen Völkerwanderung diese Sitze eingenommen hatten. Seine niederen Wohnhütten, meistens nur aus Weidengeflecht und Schilfdächern bestehend, lagen verstreut in den Lichtungen zwischen Wald, Sumpf und See, die das Land weithin bedeckten. Hier und dort waren die Hütten näher an einander gerückt und bildeten Dörfer; einzelne Häuser wurden auch schon aus Holz und Steinen gebaut.

Das Volk war in verschiedene kleine Völkerschaften — jede unter ihrem eigenen Häuptling — getheilt; die einzelnen Landschaften waren durch Waldverhaue gegen einander abgeschlossen. An den Grenzen des Landes erstreckten sich gegen Süden und Osten dichte Waldungen und undurchbringliche Sümpfe, darunter einige von der Breite mehrerer

Tagereisen. Hölzerne Burgen bewachten die zugänglichen Stellen. Das Innere des Landes war selbst den Nachbarvölkern wenig bekannt. Man nannte die Bewohner Porussen d. i. die bei den Russen Wohnenden, später auch Prussen oder Preußen.

Was Wald und Feld, Fluß und See boten, war ihre Nahrung, Jagd und Fischfang neben dem Ackerbau ihre Hauptbeschäftigung. In der Wildniß, welche die jetzt wohlangebauten Landstrecken damals bedeckte, jagten sie nicht allein die Wildarten, welche unsere heutigen Wälder bergen, sondern auch den Auerochsen und das Elenn, auch den Wolf, Fuchs und Bären, deren Felle sie zur Kleidung brauchten oder auch in Tauschhandel verwertheten. Auch wilde Pferde wurden von ihnen gefangen und gebändigt.

Kunst und Bildung waren den Bewohnern fremd. Sowohl ihre Streitwaffen als ihre friedlichen Werkzeuge waren von der rohesten Art. Erst von anderen Völkern lernten sie den Gebrauch des Eisens und die Kunst des Schmiedens. Der Schrift waren sie unkundig und verwunderten sich, als sie erfuhren, daß man durch geschriebene Zeilen einem Abwesenden seine Gedanken mitzutheilen vermöge.

Im Hause gebot der Mann, das Haupt der Familie. Er hatte seinen Hochsitz am Feuerherde; ihm gehorchten Alle, die zur Familie gehörten. Willkommen war der Gast, der beim Eintritt den Namen des Hauswirths nannte. Ihn zu pflegen und zu beschützen war heilige Pflicht aller Hausgenossen; denn der Gast galt als ein Geschenk der Götter. War ein edles Familienhaupt gestorben, so wurden mit dem Todten zugleich seine Knechte und Mägde, seine Kofse, Hunde und Falken, seine Waffen, Kleider und Geräthe auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Die Asche ward in Urnen gesammelt und in einem Hügel, innerhalb eines Ringes von Steinen, beigesezt.

In heiligen Hainen verehrte das Volk seine Götter. Der oberste der Götter hieß Perkunos, der Gott des erwärmenden Feuers, zugleich der Spender des Sonnenscheins und der wohlthuenenden Gewitter. Sein Bild war das eines zornigen Mannes mit flammendem Haupte, seine Sprache der rollende

Donner. Ihm wurden nicht nur die besten Rosse und Kinder der Heerden, sondern auch gefangene Feinde geopfert.

Ihm zunächst stand Potrimpos, der Gott des befruchtenden Gewässers, der Beschützer der Saaten. Sein Bild war ein blühender Jüngling, das Haupt mit einem Lehrenkranze umwunden. Als Opfer brannten ihm Getreidegarben, auch stieg der Weihrauchdunst des Bernsteins zu seinem Bilde empor.

Der dritte unter den drei Hauptgöttern war Pikullos, der Gott des Todes und der Vernichtung. Was Potrimpos erschuf, ward durch Pikullos zerstört. Sein Bild war das eines hageren Greises mit langem grauen Barte. Auch ihm wurden Thiere und Menschen geopfert.

Neben diesen drei obersten Gottheiten verehrten die Preußen noch andere göttliche Wesen, welche den Wechsel in der Natur bewirkten, die Winde erzeugten, die Gewässer erregten, das Grün in den Auen und an den Bäumen hervorlockten und den Blumen des Feldes ihre Farben gaben.

Im Innern des Landes erstreckte sich in meilenweiter Ausdehnung ein heiliger Hain. Keines Fremdlings Fuß durfte ihn betreten; in ihm durfte kein Baum gefällt, kein Zweig gebrochen, kein Thier getödtet werden, denn der Wald mit Allem, was darinnen wuchs und lebte, war den Göttern geweiht. Mitten im Walde grünte auf einer lichten, anmuthigen Aue zu Sommers- und Winterszeit eine uralte, mächtige Eiche, deren Aeste und Zweige weit umher Schatten gaben und gegen Regen und Sonnenhitze schützten. Dies war das heilige Komowe, d. i. der Ort der Ruhe und des tiefen Schweigens, der Wohnsitz der Götter. In drei Nischen, die in den dicken Stamm der Eiche gehöhlt waren, standen die Bildnisse der drei obersten Götter. Vor dem Bilde des Perkunnos brannte ein ewiges Feuer aus Eichenholz, von Priesterhänden unterhalten. Hier beredeten sich die Priester von Munde zu Munde mit den Häuptlingen des Volkes über alle wichtigen Unternehmungen; hier deuteten sie nach dem Willen des Donners, nach dem Gange und Wiehern der heiligen weißen Rosse und nach dem Nimmern des Opferblutes den Willen und Rathschluß der Götter; hier opferten sie bei der Heimkehr aus dem Kriege ihre gefangenen Feinde.

Auch andere Orte des Landes galten dem Volke für heilig. An den Quellen der Flüsse, auf Bergeshöhe, im Rauschen alter Eichen ahnte man die Gegenwart der Götter. Die Heimat selber war mit dem Götterglauben innig verwachsen und durch ihn geheiligt.

So war das Volk von Urväter Zeiten her in Furcht und Liebe der Götter erzogen, denen es Wachstum und Gedeihen der Saaten, Wohlfahrt und Glück, Freiheit und Unabhängigkeit dankte.

Unter den Nachbarvölkern im Süden und Westen — in Masovien und Polen, sowie in dem auf dem linken Weichselufer angrenzenden Pommerellen und Pommern — hatte das Christenthum bereits Eingang und Verbreitung gefunden. Immer näher rückten den Grenzen des heidnischen Preußenlandes die Thürme der christlichen Gotteshäuser, und an den Wegscheidungen sah man das Kreuz mit dem Erlöser erhöht.

Fromme, gottbegeisterte Männer drangen in das unwirthliche Land ein, um unter den Heiden die christliche Lehre zu verkünden. Beinahe tausend Jahre nach Christi Geburt (997) fuhr der Bischof Adalbert von Prag mit wenigen Gefährten zu Schiffe die Weichsel hinab bis in die Gegend von Danzig. Viel Volk lief zusammen, neugierig zu erfahren, was die Fremdlinge wollten; aber sie verstanden ihn nicht und lehrten ihm den Rücken. Da bestieg er wieder sein Schifflein, fuhr an dem Küstensaum entlang und landete da, wo der Fluß Pregel in das frische Haff sich ergießt. Auch hier sammelten sich um ihn die Heiden, und er redete zu ihnen mit vielem Feuer. Als sie aber vernahmen, daß er sie von ihren Göttern abwendig machen wolle, lästerten sie ihn und drohten ihn zu tödten. Der fromme Mann ließ sich dadurch in seinem Vorhaben nicht abschrecken, sondern ging mit seinen Genossen tiefer ins Land hinein. Nach einer meilenweiten Wanderung in dichtem Walde kamen sie auf eine liebliche, mit Blumen geschmückte Aue. Der stille Friede des Ortes lud die müden Pilger zur Rast; sie lagerten sich und suchten im erquickenden Schlummer neue Kräfte zur Weiterreise zu sammeln, ohne eine Ahnung der Gefahr, die über ihren Häuptern schwebte. Unbewußt hatten sie den heiligen Wald durchschritten, und das Feld, auf dem sie ruhten, gehörte zu dem Heiligthum Komowe, das nach des Landes Gesezen kein Ungeweihter betreten durfte, ohne mit dem Leben zu büßen.

Aus ihrem sorglosen Schlummer schreckte die Pilger plötzlich wildes Gehen. Ein Haufe grimmiger Heiden stürmte heran, schwang die Keulen und forderte Sühne für das entweihte Heiligthum. Ein Götzpriester, Führer des Haufens, drang auf Adalbert ein und durchstieß mit dem Speere seine Brust. Die Arme ausstreckend, in Kreuzesgestalt sank der fromme Adalbert zu Boden und gab seinen Geist auf. Er war der erste Märtyrer des christlichen

Glaubens in Preußen und ward in späterer Zeit als Schutzheiliger des Landes verehrt.

Einige Jahre nach ihm erlitt der Mönch Bruno aus Querfurt, welchen das Vorbild des heiligen Abalbert zu gleichem Vornehmen begeistert hatte, ein ähnliches Schicksal. —

Zwei Jahrhunderte hindurch ruhten darauf die Befehrsversuche; da trieb den Mönch Christian aus dem neugegründeten Kloster Oliva bei Danzig sein Glaubenseifer, sich als Apostel unter die heidnischen Preußen zu begeben. Unterstützt von dem Herzoge Konrad von Masovien, dessen Gebiet an der mittleren Weichsel mit dem Lande der Preußen zusammenstieß, begann er sein Werk in der zunächst angrenzenden Kulmer Landschaft mit Vorsicht und Erfolg. Einige unter den Vornehmen empfangen die Taufe; ihr Beispiel wirkte auch auf die Geringeren. Aber schon bald darauf, als Christian zum Papste nach Rom gegangen war und von diesem für seine Verdienste mit der Würde eines Bischofs von Preußen belohnt wurde, fiel ein großer Theil der Neubekehrten in das Heidenthum zurück. Herzog Konrad kam zu der Einsicht, daß er durch eigene Kraft kaum die Grenzen seines Landes vor den räuberischen Einfällen des heidnischen Nachbarvolkes zu schützen, noch weniger dieses zur Annahme des Christenthums zu zwingen vermochte, und wandte sich deshalb mit der Bitte um Hülfe an die Genossenschaft des Deutschen Ordens, von dessen Thaten im fernen Morgenlande er viel Rühmliches vernommen hatte.

Dieser Orden war etwa vier Jahrzehnte vor der Zeit, von welcher wir sprechen, von deutschen Pilgern im Morgenlande gestiftet worden. Als damals (1190) das Heer der deutschen Kreuzfahrer, welche Kaiser Friedrich mit dem rothen Barte nach dem heiligen Lande geführt hatte, — noch trauernd um den Tod seines heldenmüthigen Führers, über dessen Leichnam die Wellen des Saleph dahinrollten, — an dem Berge Turon vor Accon, nahe der syrischen Küste, lagerte und viele Noth, Mühsal und Krankheiten auszustehen hatte: da fühlten Kaufleute aus Bremen und Lübeck christliches Erbarmen mit ihren kranken Landsleuten. Sie nahmen die Segel aus ihren Schiffen und spannten sie als Zelte zur Aufnahme der Kranken aus, versahen dieselben mit Betten und Zubehör und empfahlen das so gegründete Hospital dem Schutze der barmherzigen Jungfrau Maria. Herzog Friedrich von Schwaben, zweiter Sohn des Rothbart, welcher nach dessen Tode die Führung des Kreuzheeres übernommen hatte, wandte der neuen Stiftung seine

Fürsorge zu und erwirkte für die Bruderschaft vom Deutschen Hause zu St. Marien, wie sich die Pfleger des Hospitals nannten, gleiche Rechte, wie sie die bereits früher von Italienern und von Franzosen gestifteten Orden der Johanniter und Templer besaßen. Ein weißer Mantel mit schwarzem Kreuze war das Ordenskleid der Brüder; ihr erster Sitz war Accon. Diese mildthätige Stiftung deutscher Bürger bildete die Anfänge jener Genossenschaft des Deutschen Ordens, welcher durch Schenkungen von Kaiser und Papst an Macht und Besitz von Jahr zu Jahr zunahm und bald über bedeutende Ländereien in Deutschland und Italien gebot. Während Johanniter und Templer mehr und mehr in Ueppigkeit und weltliches Leben versielen, bewahrten die Brüder des Deutschen Ordens die Gottesfurcht und die ritterlichen Tugenden, welche den ersten Kreuzfahrern zur Zierde gereicht hatten.

Zu hohem Ansehen stieg der Orden, als der Thüringer Hermann von Salza, ein Mann von weisem Rathe und tapferem Muth, der bei dem deutschen Kaiser Friedrich II. in besonderer Gunst stand, von den Ordensbrüdern zu ihrem Hochmeister erkoren ward. An diesen sandte Herzog Konrad von Masovien seine Botschaft mit der Bitte um Hülfe gegen das heidnische Preußenvolk, und ließ dem Orden als Preis des erwarteten Beistandes das Kulmer Land als Eigenthum antragen, welches der Orden freilich erst vorher erobern mußte.

Die Gesandtschaft traf den Hochmeister in Italien am Hofe Kaiser Friedrichs II., der sich öfters seines Rathes bediente. Vieles bedachte der treffliche Meister, bevor er den Voten seine Entscheidung kundthat. Vor Allem hielt er es für nothwendig, sich für dieses gefahrvolle und weitaussehende Unternehmen der Zustimmung des Kaisers und Papstes zu versichern. Aber der Zeitpunkt war kein günstiger. Die beiden Oberhäupter der Christenheit lebten unter einander in Zwiespalt. Der Papst hatte den Kaiser in den Bann gethan, weil dieser zu lange zögerte den von ihm gelobten Kreuzzug nach dem heiligen Lande in Ausführung zu bringen.

Einstweilen entsandte Hermann von Salza einige Ordensritter mit reisigem Volke nach Preußen, um ihm Bericht zu erstatten über die Zustände des fremden Landes und den Nachfolgenden mit dem Schwerte Bahn zu brechen. Zu ihrem Führer wählte er einen tapferen und erfahrenen Kriegsmann, Namens Hermann Balk, aus Westfalen.

Von den Grenzburgen Masoviens am linken Ufer der Weichsel spähten die Ordensritter über den gelben Strom auf Wald und Hügel des Kul-

mer Landes, welches der Schauplatz ihrer Kämpfe und ihre Heimath werden sollte. Aber die neue Heimath dünkte ihnen gar unwirthlich und rauh, und das Volk war wilder, als sie gedacht hatten. Auf kleinen Streifzügen suchten sie die Kampfweise der Heiden zu erkunden und verstanden es, ihnen Achtung vor dem Schwerte der Ordensritter einzulößen. In der Gegend, wo heutzutage Thorn liegt, ging Hermann Ball mit seiner kleinen Schaar auf das andere Ufer des Weichselstromes über. Hier gewahrte er eine mächtige, uralte Eiche, welche auf einem weitschauenden Hügel stand und den Preußen für heilig galt. Diese wählte er zur ersten Warte der Ordensritter im Kulmer Lande. Er ließ den Raum rings um den Stamm durch Wälle und Pfahlwerk befestigen, ließ über die unteren starken Aeste Dielen strecken und den Gipfel mit feinen niederhangenden Zweigen zu einer Laube wölben, welche gegen Sturm und Wetter schützte. Eine schmale gewundene Treppe führte von den Wurzeln zu dem gebietten Raum in der Krone hinauf. Für die Rosse ward ein Verhau angelegt. Ein Pfahlweg leitete zum Ufer hinab, wo die Rähne lagen. Dieser Behausung der Ritter gab Hermann Ball den Namen Turon, gleichwie der Berg in Syrien geheissen war, an dessen Fuße bereinst das erste Hospital der deutschen Brüder gegründet ward.

Von Turon herab zog Hermann Ball gegen die Burgen der Heiden an der Weichsel, zerstörte sie und nahm ihre Besatzungen gefangen. An Stelle der zerstörten Burg Chelmo ließ er eine neue Ordensburg, die zweite im Kulmer Lande, bauen. Ward er von den übermächtigen heidnischen Kriegshaufen bedrängt, so warf er sich mit seinen Rittern wieder in die feste Burg Turon. Seine letzte Zuflucht war die Eiche selbst, in deren weit verschränktem Geäst er sich, gleichwie der Adler in seinem Horste, wider die Feinde wehrte.

Während Hermann Ball auf diese Weise die Pforten des Kulmer Landes öffnete, hatten die Dinge im Morgenland eine günstigere Wendung genommen. Kaiser Friedrich II. hatte trotz des päpstlichen Bannfluches, der auf ihm ruhte, den gelobten Kreuzzug endlich unternommen und durch die Ueberlegenheit seines Geistes, sowie durch geschickte Unterhandlungen Jerusalem und die heiligen Stätten wieder in die Hände der Christen gebracht (1229). Bald darauf war durch Vermittelung Hermanns von Salza die Ausöhnung zwischen Kaiser und Papst zu Stande gekommen, und der letztere war jetzt mehr als je geneigt, die Bestrebungen des Deutschen Ordens zur Ausbreitung des Christenthums in Preußen zu unterstützen.

Allenthalben in deutschen Landen predigten Priester und Mönche das Kreuz gegen das wilde Heidenvolk, und verhiessen Allen, die sich dem Zuge anschließen würden, Ablass und Vergebung der Sünden. Viele, welche die weite und beschwerliche Reise nach dem Morgenlande gescheut hatten, nahmen jetzt das Kreuz wider die Preußen. Jedem Zuge mit Gewaffneten folgte ein Troß von Wagen und Karren mit Frauen und Kindern, beladen mit Saatkorn, Haus- und Feldgeräth, von starken Rindern gezogen; denn es war den Leuten gesagt worden, daß dort im Osten eine große und fruchtbare Landschaft gewonnen sei, die, entvölkert und verwüstet, von Neuem des Anbaues bedürfe.

Mit den Kreuzheeren drangen die Ordensritter schrittweise tiefer in das Innere ein, indem sie jeden eroberten Strich Landes durch Anlage neuer Burgen sicherten. Mit einigen Schiffen, die mit Balken und Baugeräth beladen waren, fuhr Hermann Ball von Chelmo die Weichsel hinab bis zu einem Werder, der von verschiedenen Armen des Flusses gebildet ward. Hier errichtete er eine neue Burg, empfahl sie dem Schutze der heiligen Jungfrau und nannte sie Marienwerder. Sie sollte ihm als Stützpunkt für sein weiteres Vordringen dienen.

Erschreckt über diese Anstalten, sandten die Heiden der nächsten Landschaft, welche Pomesanien genannt ward, Boten an die Ritter und erklärten sich freiwillig bereit das Christenthum anzunehmen. Es war aber ein trügerisches Vorgeben; denn als Bischof Christian unter dem Schutze einiger Kriegskleute zu ihnen kam, um das Kreuz zu predigen und die Taufe zu vollziehen, wurden sie plötzlich von den Heiden umringt, die Kriegsmannschaft bis auf den letzten niedergemacht und der Bischof in die Gefangenschaft fortgeschleppt.

Solche Treulosigkeit konnten die Ordensritter nicht ungestraft lassen. Vor Kurzem waren neue Schaaren von Kriegern und Kreuzfahrern angekommen und begehrten nach dem Kampfe. Starcker Frost hatte die weiten Brüche und Moore mit einer Eisdecke überspannt und dadurch die Annäherung an die Wälder erleichtert.

An einem Flusse, welcher die Sirgune genannt ward und heute die Sorge heißt, lagen die Kriegshaufen der Heiden in großer Uebermacht vor dem Rande eines ausgedehnten Waldes. Es galt bei ihnen den doppelten Kampf für ihren Herd und für ihre Götter; denn der Wald, auf dessen Schwelle sie lagerten, war heilig und barg einen uralten Göttersitz. Um Mittag begann die Schlacht. Tapfer kämpfte das Kreuzheer, von den Ordensrittern zum

Angriff geführt. Sie waren von heiligem Muthe erfüllt, dem Kreuze den Sieg über die heidnischen Götzen zu verschaffen, und Manche, die unter den Keulen und Speeren der Heiden erlagen, glaubten sterbend zu sehen, wie der Himmel sich über ihnen aufthat und die heilige Jungfrau mit dem Jesuskinde ihnen am Himmelsthor winkle. Die Heiden

eindringen. Da entsank den Heiden der Muth und es verließ sie das Vertrauen in die schützenden Götter. Viele von ihnen gaben den Kampf auf und ergriffen die Flucht; andere warfen sich in eine feste Burg nahe dem Walde, die ihre letzte Zuflucht bildete, und versuchten hier noch einmal Widerstand zu leisten. Aber auch diese ward von den nachdringen-



aber wähten, beim Rauschen des Sturmes in den Waldwipfeln die zornige Stimme der Götter zu vernennen, welche sie aufforderte das Heiligthum gegen die eindringenden Fremdlinge zu beschützen. Wildes Kampfgetöse durchhallte den Wald, in dem sonst friedliche Stille waltete. Speere und Schilde splitterten, das Blut der Heiden tränkte den Boden der heiligen Eichen. Da entschied Suantepolk, der Pommern Herzog, die Schlacht zu Gunsten der Christen. Er besetzte mit seinen Schaaren ein Gebüsch im Rücken der Feinde, während die Ordensritter von mehreren Seiten gleichzeitig in den Wald

den Kreuzschaaren erstürmt.

Wo das Schwert der Ordensritter Bahn gebrochen, folgten die Priester mit dem Kreuze, um die christliche Lehre zu verkündigen, und wo die Kriegsmänner ihre Burgen zu Schutz und Trutz erbaut hatten, da gründeten die nachfolgenden Ansiedler friedliche Hütten. Fehlt ihnen die Steine, so schichteten sie die Stämme des Waldes zu den Wänden. Wie durch Zauber wuchsen die freundlichen Wohnstätten der Menschen aus dem Boden. Wenige Monate nach der Ankunft der ersten Einwanderer bewegte sich die wohlgeordnete Gemeinde

auf dem Markte und in den Straßen der neugebauten Stadt. Der Kaufmann bot seine Waaren feil, der Handwerker schnitt und hämmerte, und der Landbauer fuhr mit seinem Erntewagen den ersten Hafer ein. Die heiligen Eichen wurden gefällt und die schreckhaften Götzenbilder gestürzt. An ihrer Statt erhob sich das Kreuz des Erlösers, und wo sonst die schauerlichen Menschenopfer stattfanden und bange Klageklänge die Wildniß durchhallten, da hörte man jetzt den Klang der lieben Kirchenglocken und den Chorgesang der frommen Gemeinde, der als Danklied zum Himmel emporstieg.

So entstanden im Schutze der Burgen Turon und Chelmo die ersten deutschen Städte in Preußen Thorn und Kulm (1232), vier Jahre später Elbing, die Tochterstadt Lübecks, ferner Graudenz, Rehden, Braunsberg u. a. D. m. Aber nicht immer blieb Frieden im Lande. Noch war das Christenthum nicht in Herz und Blut der Neubekehrten übergegangen. Nur aus Furcht hatten die überwundenen Landeseingeborenen ihre Nacken unter dem Kreuze gebeugt. Sobald sie den Abzug des Kreuzheeres gewahrten, erhoben sie die Stirnen wieder trotziger und lehnten sich gegen die Herrschaft des Ordens auf. Da wuchsen auf der einen Seite die Strenge der Gebieter, auf der anderen die Erbitterung und der Zorn der Unterworfenen, welche nur auf die günstige Gelegenheit warteten, um das ihnen verhasste Joch abzuschütteln. Eine solche schien sich ihnen im Jahre 1241 zu bieten.

Ein wildes, häßliches Volk, die Mongolen aus den Steppen Asiens, hatte sich Schrecken verbreitend über die Länder der mittleren Weichsel ergossen und zog wie eine schwere Gewitterwolke gegen Deutschland heran. Während die Fürsten der bedrohten Grenzländer ihre Kriegsmacht an der Oder sammelten, um dort dem Alles verheerenden Völkerstrom Halt zu gebieten*), brachen die Ordensritter zum Schutze der südlichen Landesgrenzen aus ihren Burgen auf. Die Gefahr, die von Seiten der Mongolen drohte, zog an Preußen zwar vorüber, aber eine größere Gefahr kam aus dem Lande selbst über den Orden. Während die Ritter die Grenzen

*) Herzog Heinrich der Fromme von Niederschlesien stellte sich mit einem kleinen Heere zuerst den einbrechenden Feinden entgegen und lieferte ihnen bei Wahlstatt unweit Liegnitz eine blutige Schlacht (9. April 1241). Obgleich das zahllose Heer der Mongolen den Sieg davontrug und der tapfere Herzog selbst den Tod in der Schlacht fand, lößte die heldenmüthige Tapferkeit des kleinen Christenheeres den wilden Horden doch solche Furcht ein, daß sie nicht weiter nach Deutschland vorzudringen wagten, sondern umkehrten und Schlesien räumten.

gegen den äußeren Feind hüteten, erhoben sich die Eingeborenen in wilder Empörung. Sie überfielen die verlassenenen Burgen, erschlugen die christlichen Ansiedler in den neugegründeten Städten und schleppeten Weiber und Kinder zu noch schlimmerem Loose in die Wildniß fort. Die Kirchen wurden beraubt und geplündert, die Priester vor den Altären erschlagen. Um das Unglück voll zu machen, trat auch der frühere Bundesgenosse des Ordens, Herzog Suantepoll von Pommern, der mit Neid das Wachsen der Ordensmacht beobachtet hatte, auf die Seite des Heidenvolkes.

Die Lage des Ordens war äußerst bedenklich. Gestorben war der edle Hochmeister Hermann von Salza (1239), gestorben in demselben Jahre auch der tapfere Hermann Balk, der erste Landmeister in Preußen. Sein Nachfolger schilderte die Bedrängniß der Christen dem Papste und bat ihn dringend um Hülfe. Da ließ dieser abermals einen Kreuzzug predigen. Und wieder gingen große Heereszüge aus Deutschland nach dem Osten. Vor ihnen flüchteten die Heiden in das Dunkel der Wälder zurück. Auf den verwüsteten Fluren begann von Neuem der Anbau durch fleißiger Menschen Hände. So gingen die großen Völkerwogen hin und her, wie Flut und Ebbe. Jedes Kreuzheer drang weiter gegen Osten vor und jedes ließ im Lande seine Spuren zurück.

Ein stattlicheres Kreuzheer hatte das Land nie gesehen als dasjenige, welches König Ottokar von Böhmen (1255) über die Weichsel führte. Viele Fürsten und Grafen hatten sich demselben angeschlossen, unter ihnen Graf Rudolf von Habsburg, der später deutscher Kaiser wurde, und Markgraf Otto III. von Brandenburg aus dem Hause Anhalt. König Ottokar zog weit hinauf bis an die Küsten des bernsteinreichen Samlandes, wo im heiligen Walde der Göttersitz Romowe lag, zerstörte die heilige Eiche mit den Götzenbildern und erbaute in der Nähe auf einer Uferhöhe des Pregelflusses eine neue Burg, die nach ihm Königsburg genannt ward. Auch Markgraf Otto III. erbaute eine Burg am frischen Haff und nannte sie nach seinem Lande Brandenburg, nicht ahnend, welche Schicksale dereinst das Preußenland mit seinem Heimathlande verknüpfen würden. —

Schon früher hatte sich ein anderer Ritterorden, der sich die Verbreitung des Christenthums in den nordöstlichsten Küstenländern der Ostsee, unter Kuren, Liven und Esthen, zur Aufgabe gemacht hatte und den Namen des Schwedischen Schwertordens führte, mit dem Deutschen Orden vereinigt (1237). Zwischen den Ordensgebieten in Preußen und Livland lag

das Land Litthauen, dessen Grenzen durch undurchdringliche Waldungen und Sümpfe geschützt waren. Die Litthauer widersetzten sich am hartnäckigsten der Annahme des Christenthums und unterstützten sogar die heidnischen Preußen in ihren Aufständen.

Da geschah es nach einer Niederlage, welche die Ordensritter durch die Litthauer in Kurland erlitten hatten (1261), daß noch einmal der Aufstand in ganz Preußen ausloberte, furchtbarer, blutiger als je zuvor. Von den Samländischen Küsten bis zur Weichsel erhob sich das Volk und forderte trotzig seine Heimath und seine Götter zurück. Ueberall flammten die Weiler und Dörfer, wurden die Felder verwüstet, die gefangenen Christen zur Sühne den erzürnten Göttern geopfert.

Aus den umlagerten Burgen schauten die Ritter sorgenvoll nach Boten aus, die ihnen die Annäherung neuer Kreuzschaaren melden möchten; aber die Hülfe blieb dieses Mal lange aus. Wohl wurde das Kreuz wieder in Deutschland gepredigt, aber nur Wenige folgten dem Rufe; denn Jeder hatte in der eigenen Heimath zu thun. Verwirrung herrschte im Reiche und Zwietracht unter den Fürsten, und es waltete kein mächtiger Kaiser, der den Großen Frieden gebot und die Schwachen schützte. Als endlich ein Kreuzheer — abermals unter Ottokar von Böhmen und Otto von Brandenburg — in Preußen anlangte, war der Winter so trübe und regnerisch, daß größere Unternehmungen nicht möglich waren. Mann und Rosß blieben in den Morästen stecken und vermochten nicht vorwärts zu dringen. So gewannen die Ritter durch die Anwesenheit des Kreuzheeres zwar Zeit, ihre zerstörten Burgen herzustellen und mit Lebensmitteln zu versorgen; als dasselbe jedoch wieder den Heimweg antrat, begann eine Zeit der äußersten Noth und Bedrängniß für den Orden. Die Felder blieben unbestellt, weil die Leute bei der Feldarbeit von den Heiden überfallen und weggeführt wurden. Die Vorräthe in den Burgen waren aufgezehrt und die Ritter aßen das Fleisch ihrer eigenen Rosse.

Diese Jahre der Noth und Gefahr waren die eigentliche Heldenzeit des Ordens, reich an Zügen begeisterter Hingebung und ausharrender Tapferkeit. Da bewährten die Deutschritter als Vorkämpfer des Deuththums im Osten die Ausdauer in der Kraft und die Treue im Glauben, die unter den Völkern der Erde vorzugsweise dem deutschen eigen sind. Sie fühlten sich berufen zu Hütern und Pflegern

der jungen christlichen Saat, die Gott nicht verderben lassen würde, ob auch Sturm und Wetter darüber hingingen. Aus diesem Vertrauen schöpften sie jenen frommen Muth, der mit dem Unglück wächst und in dem die Heiden es ihnen nicht nachzuthun vermochten, ob sie ihnen auch an kriegerischem Sinne gleichkamen.

Endlich ward ihre Beharrlichkeit gekrönt. Nachdem ein strenger Winter das Sumpfland trocken gelegt hatte, brachen die Ritter aus ihren Burgen vor und verbreiteten mit tapferem Schwerte Furcht und Schrecken unter den Heiden. Als darauf neue Kreuzschaaren aus Deutschland zu ihrer Hülfe eintrafen, da führten die Ritter sie von Sieg zu Sieg; ja, sie trugen das Ordenskreuz bis an die östlichsten Landschaften Preußens an der Meeresküste und am Ufer der Memel.

Deutscher Fleiß und deutsche Arbeitskraft vollendeten auf friedlichem Wege die Eroberung des Landes. Die verödeten Fluren wurden wieder angebaut, die Wohnstätten stiegen empor aus Schutt und Asche, der Bürger lehrte zurück in den Ringwall der Stadt, und mit dem aufblühenden Wohlstande regten sich Frohsinn und Lebensfreude. Unter der fürsorglichen Verwaltung der Landmeister wurde der Ackerbau verbessert, die Sümpfe getrocknet, die wilden Ströme eingedämmt. Anstatt der sumpfigen, menschenleeren Wüstungen sah man jetzt goldene Auen gebreitet und fruchtbare Niederungen, von fleißigen, fröhlichen Menschenkindern bewohnt.

Einhundert Jahre waren dahingegangen, seitdem fromme Pilger im Morgenlande jenes Hospital errichtet hatten, welches die Anfänge des Deutschen Ordens bildete. Der mächtige Stamm der Hohenstaufenkaiser, welche den ersten Ordensrittern ihren Schutz verliehen, war unterdessen ausgestorben; das christliche Königreich Jerusalem untergegangen, Acon selbst, der Sitz der deutschen Hochmeister, wieder in die Hände der Ungläubigen gefallen*); — aber die Pflanzung, welche deutsche Ritter im Vertrauen auf Gottes Beistand in dem Weichsellande, an den Küsten der Ostsee gegründet, war unter Gottes Schutz gewachsen und gediehen. Hochangesehen herrschte der Deutsche Orden an den Ostmarken des Reiches, eine Schutzmacht deutschen Glaubens und deutscher Bildung wider Heiden und Slaven.

*) Nach dem Verluste von Acon (18. Mai 1291) wurde der Hochmeisterstiz zuerst nach Venedig verlegt.

Schneewittchen.*)

Von Theodor Storm.

Illustration von Eugen Klimsch.

Zwergenwirthschaft im Walde. Drinnen sieht ein kleiner Tisch mit sieben Schüsseln.

Die sieben Zwerge.

(Kommen singend nach einander herein mit Kräutersäcken auf dem Rücken, werfen die Säcke in den Winkel, treten an den Tisch und setzen, einer nach dem andern.)

Zwergenältester.

Wer hat auf meinem Stühlchen gesessen?

Zwerg 5.

Wer hat aus meinem Becherlein getrunken?

Zwerg 6.

Wer hat mein Löfflein eingetunken?

Zwerg 7.

(schaut in die Nebentammer.)

Wer drückt in meinem Bett das Dällchen?



Zwerg 2.

Wer hat von meinem Tellerlein essen?

Zwerg 3.

Wer hat von meinem Müßchen pappt?

Zwerg 4.

Wer hat mit meinem Gäblein zutappt?

Zwergenältester.

Wer rückt an meinem Schlafgestellchen?

Zwerg 2.

Wer schließ auf meinem Lagerstättchen?

Zwerg 3.

O weh! liegt Einer in meinem Bettchen!

*7 Der anmutigen dramatischen Märchenscene haben wir das liebliche Bild unseres trefflichen Meisters zugleich als Probe seiner Märchendargestaltungen beigegeben, die unter dem Titel: „Deutsche Märchen in Wort und Bild“ bei Gustav Eduard May in Frankfurt a/Main erscheinen. I. Goldener, II. Schneewittchen, III. Dornröschen, IV. Rothkäppchen, V. Aschenbrödel, VI. Zauberprinzessin, VII. Das tapfere Schneiderlein. Mit je sechs Farbendruckbildern nach Original-Zeichnungen von Eugen Klimsch, Text von L. Rißner. Preis jedes Heftes M. 1. 50.

Der Kinderwelt sind diese unvergänglichen Volksmärchen seit Ludwig Richter edler und ergreifender nicht wieder im Bilde vorgeführt worden als von diesem echten Künstler. Mit ihren prachtvollen Darstellungen im Farbendruck, — weniger allerdings die Texte von L. Rißner, — müssen sie als wahre Meisterstücke der Jugendliteratur bezeichnet werden.

Zwerg 4.
Ein Mägdelein!

Zwerg 5, 6.
Laß schaun, laß sehn!

Zwerg 7.
Ei Gott, wie ist das Kind so schön!

Zwergenältester.
O weßt sie nicht! o schreckt sie nicht!
Geschlossen ist der Auglein Licht,
Hinabgerollt die Locken dicht;
Ueber des Niders blanke Seite
Gefaltet fromm die Händchen beide.

Zwerg 2.
Wer mag sie sein? Wo kam sie her?
Der Wald wächst in die Kreuz und Quer.

Zwerg 3.
Wie fand das liebe Tausend schön
Den Weg durch Dorn und Moor und Seen?

Zwerg 4.
Ist Alles so gar lieb und fein,
So rosenroth, schneeweiß und rein!

Zwergenältester.
Bis sie erwacht, bleibt mäuschenfacht,
Das helle Glöcklein nehmt in Acht,
Bleibt ruhig in den Schüblein stehn,
Laßt leis das Bünglein ummegehn!

Zwerg 4.
Schau, schau! die Wimper regte sich.

Zwerg 5.
Das Mündlein roth bewegte sich.

Zwerg 6.
Das blonde Köpfschen reckt sich auf!
Zwei blaue Auglein schlägt sie auf!

Zwerg 7.
Sie schaut sich um ein stummes Weilschen!

Zwergenältester.
Schweigt nun! ihr Mühlchen, ihr Plappermäulchen!
Erschreckt sie nicht, geht fein bei Seit!
Sie sah wohl Zwerglein nicht bis heut.
(Die Zwerge treten bis auf den Aeltesten an beiden Seiten
zurück.)

Schneewittchen.
(erscheint schon an der Thür).

Zwergenältester.
Ei grau' dich nicht, tritt nur herein;
Du sollst uns fein willkommen sein,
Willkommen in der Zwerge Häuschen.
Doch sprich', wie heißt du denn?

Deutsche Jugend. XI.

Schneewittchen.

Schneeweißchen,
So hat die Mutter mich genannt;
Mein Vater ist König über dies Land.

Zwergenältester.
Schneeweißchen, Königstöchterlein,
Wo liehest du die Pagen dein?
Wo liehest du die Wagen und Kasse?
Wie kamst du von des Königs Schlosse?

Schneewittchen.
Ach ich bin kommen arm und bloß!
Mütterlein schläft in Grabes Schoß;
Der König freite die zweite Frau,
Die schlug mich oft und schalt mich rauh;
Schickte mich dann mit dem Jäger zu Walde,
Sollte mich tödten auf Berges Halde,
Und der Königin als Zeichen
Sollt' er mein blutend Herze reichen;
Doch ich hat ihn so lange, so lang' auf den Knie'n —
Da schoß er den Eber und ließ mich stehn.

Zwergenältester.
Schneeweißchen, Königstöchterlein,
Wie fandst du Weg und Steg allein?
Wer zeigte dir die sieben Berge?
Wie kamst du in das Reich der Zwerge?

Schneewittchen.
Sprangen zwei Rehlein mir voran,
Sah'n mit den braunen Augen mich an;
Sah'n im Walde die Vöglein zu Hauf,
Schwangen zwei Vöglein sich vor mir auf;
Am Himmel zog ein Stern vor mir —
Und wie ich folgte, so bin ich hier.

Zwergenältester.
Schneeweißchen, Königstöchterlein,
Schlag auf die blauen Auglein,
Laß springen dein Herzlein wohlgenuth:
Sollst bleiben hier in unsrer Hut,
Im grünen Reich der sieben Berge!

Schneewittchen.
Wie kann ich euch danken, ihr guten Zwerge?

Zwergenältester.
Kannst die Wirtschaft uns versehen,
Wenn wir Tags in die Berge gehen;
Unsern Haushalt kannst du führen.

Schneewittchen.
O wie will ich mich tummeln und rühren;
Bin wohl behend in allen Stücken;
Sprecht nur, was soll ich immer beschiden?

Zwergenältester.

Morgens im Dämmerchein
Fegst du das Kämmerlein,
Bohnest die Stühlchen,
Loderst die Pfühlchen,
Schüttelst zurechte die Schlafestättchen!

Zwerg 2.

Und für dich selbst das weichste Bettchen!

Zwergenältester.

Gehn wir zu Walde, hütst du das Stühlchen,
Deckst das Tischchen, kochest das Süppchen!

Zwerg 3.

Doch von den Süppchen und von den Speisichen
Das schönste für dich, Prinzess Schneeweißchen!

Zwerg 4.

Schau nur, die Dornen zerrissen mein Röcklein!

Zwerg 5.

Streiften mir ab von dem Käppchen das Glöcklein!

Zwergenältester.

Besserst das Röcklein,
Hestest das Glöcklein,
Setzest auf Jäckchen
Saubere Fleckchen;
Doch in das Hüttchen
— Bist du allein —
Läßt du, Schneewittchen,
Niemand herein!

Schneewittchen.

Aber die Rehe, die süßen Rehe!
Wenn ich sie Morgens durch's Fensterlein
Draußen im goldenen Sonnenschein
Springen und spielen und nahen sehe?

Zwergenältester.

Rehlein stehn in hohen Gnaden,
Sind gar tapfre Kameraden;
Kannst sie immer zu Gaste laden.

Schneewittchen.

Aber die Vögel, die bunten Flämmchen,
Stieglitz mit dem rothen Kämmchen,
Ammer mit dem goldenen Laß,
Und der Staar, der possierliche Matz,
Und vor den andern Vögeln allen
Die süßen Säger, die Nachtigallen!
Wenn sie draußen durch die Zweiglein
Schauen mit den klugen Auglein,
Wenn sie dann mählich näher schlüpfen,
Neugierig auf die Schwelle hüpfen?

Zwergenältester.

Vöglein stehn in hohen Gnaden,
Sind gar lust'ge Kameraden;
Darfst sie immer zu Gaste laden.

Schneewittchen.

Aber die Sonne, der himmlische Schein!
Wenn sie Morgens in's Fensterlein
Durch die grünen, funkelnden Blätter
Sendet das goldene Sommerwetter;
Und Abends, wandert die Sonne von dannen,
Der Mond steigt über die schwarzen Tannen!
Der wohnt am Himmel allein nicht gern,
Bringt mit sich alle die tausend Stern';
Mond und Sonne und Sternelein
Schauen alle zu mir herein,
Wie ich die Wirthschaft mag treiben und leiten —
Sie kennen mich alle seit langen Zeiten!

Zwergenältester.

Rehlein laß um dich spielen und springen,
Vöglein flattern und schmetternd und singen,
Laß Mond- und Sonnenschein herein:
Nur vor den Menschen hüte dich fein!

(Zu den andern.)

Nun kommt, ihr wadern Brüderlein,
Drei Gänge fürder noch waldein!
Dreimal noch füllt mit weichem Moos
Die Säcklein aus des Waldes Schoß,
Und richtet fein in unserm Hüttchen
Ein achttes Bettchen für Schneewittchen.

Die sieben Zwerge.

(Gehen singend ab.)

Da ging die Katz die tripp die trapp,
Da schlug die Thür die klipp die klapp,
Frau Fächin, sind Sie da?
„Ach, ja, mein Kägchen, ja!“

Schneewittchen.

(Allein.)

Morgens im Dämmerchein
Feg' ich das Kämmerlein,
Bohne die Stühlchen,
Lodre die Pfühlchen,
Mache die Bettchen,
Die Schlummerstättchen,
Nähe das Röcklein,
Heste das Glöcklein,
Setz' auf die Jäckchen
Saubere Fleckchen;
Rehlein und Vögelein,
Alle die Thierelein
Flattern durch's Fensterlein,
Schlüpfen zur Thür herein;
Sonne und Mondenschein,
Sternelein, die hellen,
Sind alle meine Spielgesellen.

Ein dankbarer Knabe.

Erzählung aus der Schweiz

von

Jacob Frey.

Original-Zeichnungen von Eugen Klimsch.

(Schluß.)



Des Knaben Träume erfüllen
sich in Etwas.

Es war bereits Nacht geworden, als Ruedeli auf die Straße trat. Feuchter Schnee und Regen wirbelten durch einander und erhöhten die Finsterniß. Der Wind rauschte in einzelnen heftigen Stößen daher und vermehrte durch sein hohles Brausen in den nahen Wäldern die Unheimlichkeit der Nacht. Allein Ruedeli bemerkte von allem dem nichts. Wie ein gehektes Wild jagte er über das einsame Feld hinaus und blieb nur hie und da, wenn die Windstöße schwiegen, lauschend stehen, ob er kein Wagengerassel höre. Außerhalb des Dorfes Buchs, da wo sich der Wald von beiden Seiten hart an die Landstraße herabzieht, stand damals eine Schenke, „Zum vollen Krug“ genannt. Ruedeli schlich sich an die halberleuchteten Fenster, um nach den Landjägern zu spähen; aber nur einige verdächtig aussehende Männer in fremdländischer Tracht saßen drinnen. Es waren „Geschirrmännli“, — so hießen die durch das Land ziehenden Geschirr-Händler oder -Flücker — denen das vor dem Hause stehende Wägelchen gehörte, dessen Anblick Ruedeli mit so schöner Hoffnung erfüllt hatte. Er wischte den strömenden Schweiß mit dem Zipfel seines Mäntelchens aus dem Gesicht und begann auf's Neue zu jagen.

Den muthigsten Mann hätte ein unheimliches Grauen angewandelt, da hinaus, durch die einsame Waldstraße. Es war so finster, daß man kaum zwei Schritte weit sehen konnte; kamen die Windstöße, so knarrten und krachten die schwarzen Tannen zu beiden Seiten, als müßten ihre zusammenschlagenden Wipfel jeden Augenblick niederstürzen; dann ward es plötzlich wieder still und das Rauschen zog wind schnell den Wald hinaus, als wolle es der hinter ihm zurückgebliebenen schauerlichen Stille selbst entfliehen. Oben an der Waldecke, da wo sich die Straße wieder aus den Gebüsch in das Feld hinaus windet, mußte der erschöpfte Knabe stille stehen. „Ich kann nicht mehr“, seufzte er, „ich kann nicht mehr athmen. O Gott — ich komme zu spät — der gute Herr Bräu-

tel — ich — ich bin schuld daran!“ Der Schmerz übermannte Ruedeli, daß er anfang bitterlich zu weinen, und seine Thränen gleich Schweißtropfen von den glühenden Wangen spülten.

„Horch, war das der Wind? — — Nein — es ist ein Wagen — Pferdegetrappel!“ — Ruedeli knöpfte den Mantel auf; seine Brust dehnte sich aus, daß die weite, lockere Hülle zu enge ward. — „Sie kommen,“ sagte er, vor banger Erwartung zitternd. — Das Wagengerassel kam rasch näher; Ruedeli bückte sich, wie eine Katze, in den Straßengraben. Seine Pulse pochten und stürzten, aber er hielt den Athem an, als wollte er einen Todten belauschen; seine Augen funkelten in die Nacht hinaus, wie Sperberaugen. Da schimmerten durch das Dunkel bei einer Biegung des Weges zwei Gewehre. „Sie sind's,“ dachte Ruedeli und machte sich zum Sprunge bereit; aber der Wagen fuhr so rasch vorbei, daß der arme Knabe nicht, wie er gehofft hatte, sich hinten festhalten konnte. Deutlich hatte er zwischen den Landjägern seinen Mann erkannt und nun ging's wieder im Galopp die Straße rückwärts dem Wagen nach.

Was er eigentlich wollte? Er wußte es selbst nicht recht — er wollte nur bei seinem Beschützer und Wohlthäter sein; aber der Wind wehte ihm jetzt so stark entgegen, und versang sich in dem saltigen Mantel, daß er, sonst schon ermüdet, kaum vorwärts kommen konnte. Ohne langes Besinnen ward im Laufen der Haken losgemacht, und der prächtige Mantel, der vor einer Stunde noch des Knaben Stolz und Freude gewesen, flatterte unbeachtet über die Schultern hinab auf die Landstraße; dessenungeachtet entfernte sich der Wagen in raschem Laufe immer mehr, daß Ruedeli kaum noch die Umrisse der dunkeln Gestalten unterscheiden konnte, und die nassen ungewohnten Stiefel hingen wie bleierne Sohlen an seinen Füßen. Er blieb einen Augenblick stehen und sie lagen im Straßengraben. In den bloßen durchnäßten Strümpfen, aber jedes Hindernisses ledig, hatte er jetzt den Wagen bis auf wenige Schritte erreicht; da bog dieser um die

Waldecke und aus den Fenstern des „vollen Kruges“ schlug heller Lichtschimmer auf die Straße heraus. Ruedeli blieb stehen — der Wagen hielt. Der Fuhrmann stieg ab, um das Pferd auszuspannen.

„Wie lange dauert's, bis die Mähre gefüttert ist?“ fragte der eine Landjäger.

Eine kleine halbe Stunde,“ war die Antwort.

„Gut — da können wir auch ein Gläschen nehmen — 's ist ein Hundewetter. Wollt Ihr auch absteigen, Herr Brütel?“

„Nein,“ erwiderte der Gefangene mit fester, aber doch trauriger Stimme, deren Klang wieder alle erlahmenden Lebenskräfte Ruedeli's aufrüttelte.

„Nun — wie Ihr wollt, ich will Euch ein Glas herausbringen.“

„Ich danke, Corporal.“

„Seid Ihr erst einmal ein Achzehntausender, dann werdet Ihr ein solches Anerbieten nicht mehr so leicht ausschlagen — meinetwegen. Christian!“ befahl der Corporal dem andern Landjäger, „ziehe die Stricke an Händen und Füßen des Gefangenen etwas fester — dann komm!“

Der Befehl wurde vollzogen, die beiden Wächter traten in die Schenke und der Fuhrmann führte das Pferd in die Scheune, die hinter dem Hause stand.

„Jetzt gilt es,“ murmelte Ruedeli, die Lippen zusammenpressend, — „Keiner oder Beide.“ — Ohne etwas von der feuchten, durchdringenden Kälte zu spüren, rutschte er mit plattem Körper durch den geronnenen Schnee vorwärts. Unbemerkt und geräuschlos hatte er den Wagen erreicht und wollte sich am Hinterrade aufrichten, als sich die Thüre öffnete und der Corporal heraustrat.

„Habt Ihr kalt, Herr Brütel?“

„Nein, doch bitt' ich, beeilt Euch ein wenig!“

Ruedeli lag unter dem Wagen so regungslos zusammengelauret, daß ihn auch ein schärferes Späherauge, als das des Corporals, nicht bemerkt haben würde. Der Letztere ging, da er nichts Verdächtiges bemerkte, wieder in die Stube zurück. Ruedeli war rasch unter dem Wagen hervor und hinauf geklettert. Herr Brütel, der in trübe Gedanken verloren da saß, bemerkte nichts, bis er an seiner Fußfessel einen Ruck spürte. Aus seinem Sinnen aufgeschreckt wollte er laut „wer da“ fragen; aber blitzschnell legte sich eine kleine Hand auf seinen Mund. „St,“ flüsterte Ruedeli, „ich bin's — der Ruedeli! — Ein zweiter Schnitt — die Hände waren auch frei.

„Nahst den Mantel liegen und kommt!“ — Der Gefangene folgte wie im Traume — er fuhr mit

der Hand über die Stirn, als wollte er sich aus einem wirklichen Traume aufrütteln.

„Macht's wie ich,“ flüsterte Ruedeli, zog den Jüngling zur Erde nieder und kroch wieder so schnell über die von den Lichtern der Schenke erhellte Fläche weg, daß sein Begleiter ihm kaum mit den Augen zu folgen vermochte. — „Um Gottes Willen beeilt Euch,“ rief Ruedeli leise zurück, — „sie kommen, — duckt Euch mehr nieder.“

Der junge Mann folgte mechanisch, als stünde er unter dem Banne eines Zauberers. Das war sein Glück. Kaum hatte er den Walbrand erreicht und sich erhoben, als der Corporal unter der Thüre erschien.

„Kommt, kommt!“ flüsterte Ruedeli, ich kenne den Weg besser als die Grünröcke.“ — Er zog den Befreiten in's Gebüsch und stellte ihn hart an den Stamm einer dicken Tanne, deren Klebäste bis auf den Boden reichten. „Da bleibt stehen — ich muß sehen, welchen Weg die Landjäger einschlagen.“

Erst jetzt versuchte der junge Brütel seine Gedanken zu ordnen; aber das Räthsel seiner Befreiung war er nicht im Stande zu lösen. Nur einen Augenblick sah er etwas im Gebüsch sich bewegen, und hörte von den erschütterten Zweigen schwere Tropfen niederfallen — dann Grabesstille, als ob Ruedeli sich ebenfalls am nächsten Baume regungslos verhielte.

„Ruedeli!“ rief Herr Brütel mit leiser Stimme; aber keine Antwort kam zurück — nur am „vollen Kruge“ drüben Geschrei und wildes Durcheinanderrufen. — „Um Gottes Willen — wenn sich der Kleine nur nicht bloßstellt! — War er's aber auch?“ sagte er halblaut vor sich hin — „mir ist noch Alles wie ein Traum.“ — Er drang durch das Gebüsch vorwärts, um nachzusehen. Wie er an den Waldsaum kam, tauchte Ruedeli, wie aus dem Boden hervorgeschossen neben ihm auf, einen Landjäger-Karabiner in der Hand. „Da nehmt das, Herr Brütel! Ihr könnt's vielleicht brauchen; aber jetzt fort,“ flüsterte er, sagte seinen Begleiter bei der Hand und durch die dichte Waldfinsterniß führte er ihn so sicher vorwärts, als ob es heller Tag gewesen wäre. —

Es war bereits Mitternacht. Der Wind peitschte den Regen an die Fenster des väterlichen Hauses unseres Flüchtlings und zog in langen klagenden Tönen durch den Hofraum, als könne er den Jammer der alten Mutter verstehen, die in ihrem Schlafzimmer neben dem unberührten Bette saß. Zu schmerzhaft ergriffen und von dem Kummer zu sehr überwältigt, war sie nicht im Stande gewesen, ihrem

Sohne nach Harau zu folgen, um dort sein Loos zu erfahren; — ach, sie glaubte es nur zu gewiß zu kennen. Einen Knecht hatte sie um Kundschaft ausgeschiedt; aber eine bange Stunde nach der andern verging mit langsamem Pendelschlage und der Bote war immer noch nicht zurückgekommen. Jetzt wurde an das Hofthor gepocht; die angstvolle Mutter sprang auf und horchte — oder war es der Wind? Es pochte noch einmal in schwachen, aber deutlichen Schlägen, die zum dritten Male wiederholt wurden.

„Elsbeth, Elsbeth!“ rief die Frau in banger Erwartung, „geh, öffne das Hofthor, Hans wird brunten sein.“

Die Magd, die vor Ermüdung auf einem Stuhle eingeschlafen war, taumelte mit einer Laterne die Treppe hinunter, kam aber bald allein wieder zurück — Hans, der ausgeschiedte Botschafter war nicht bei ihr.

„Heiliger Gott!“ seufzte die Mutter, „wer war's denn?“

„Ein kleiner Knabe mit Schnee und Schmutz bedeckt, er hat mir dieses Papier abgegeben und ist wieder davon gerannt.“

Frau Brütel ergriff hastig das Blättchen, auf dem kaum leserlich wie in der Dunkelheit, mit Bleistift geschrieben, folgende Worte standen: „Liebe Mutter, gräme dich nicht, ich bin gerettet. Bald Näheres.“ — Mit ängstlicher Miene betrachtete sie die Schrift, als ob sie eine Täuschung fürchte — es waren, wenn auch etwas entstellt, die Schriftzüge ihres Sohnes; das Blättchen war aus seinem Notizbuche gerissen, deutlich kennbar an dem goldgebrochenen Rande. „Er ist gerettet!“ rief die Mutter und sank in leisem, aber inbrünstigem Dankgebet an ihrem Bette auf die Knie nieder.

Das Gericht.

Acht Tage später stand der Kommissär in seiner Stube am Fenster und schaute unruhig und ängstlich über das regendunkle Feld hinaus. Mit der Linken stützte er sich auf den Lauf einer blanken Doppelflinte; an der Seite trug er an einem, mit bunter Seide gestickten Gehänge ein breites Waidmesser; aber der Mann von ehemals war kaum noch in ihm zu erkennen. Die sonst so feste und kräftige Gestalt war zusammengesunken, als hätte eine tödtliche Krankheit daran gezehrt; die weiten Kleider schlotterten darüber wie an einer Vogelscheuche. Auf dem ohnehin schon finstern und abschreckenden Gesichte lag ein unheimlicher falber Schein, der deutlich die Unruhe der Seele, bang durchlebte Tage und schlaflose Nächte verkündigte.

„Der Schurke kommt noch immer nicht,“ murmelte er, sich vom Fenster abwendend und die Flinte in eine Ecke lehrend; „er muß wieder nichts gefunden haben, und morgen ist der fünfzehnte Februar.“

Der geängstigte Mann warf sich in einen Polsterstuhl und spielte in finstern Gedanken mit der blanken Klinge seines Waidmessers. — Sein Auge bohrte sich aber bald mit Falkenblicken in die neblige Dämmerung, die über dem Felde lag. „Halt — bei Gott! da kommt er — er läuft wie ein von der Leine gelassener Jagdhund — der muß eine Fährte haben.“

Der Kommissär eilte auf die Thüre zu, um zu öffnen. „Was gibt's — was hast — hast etwas aufgespürt? Wo ist er?“ rief er mit ängstlicher, fast zitternder Stimme. — Der Waldvogt, denn auf diesen hatte der Kommissär gewartet, lehnte seine Axt in eine Ecke, trocknete mit dem Zipfel seines grauen Regenmantels ganz langsam den Lauf der Flinte und erwiderte dann, als hätte er die hastige Frage nicht verstanden: „Wo er ist? — wer?“

„Wer?“ rief der Kommissär auf den Boden stampfend, „weißt du nicht, wen ich meine, du Tropf?“

„Ja, so,“ entgegnete der Waldvogt, und ein kaum bemerkbares Lächeln glitt an seinen Mundwinkeln herab — „ja, so, Ihr meint den jungen Brütel — in seinem Hause wenigstens steckt er nicht; ich habe es wieder durchstöbert von der First bis in den letzten Kellerwinkel, und die Lumpenhütte der Tannzapfen-Marei ebenfalls; — auf alle Fälle sind sie bei einander — der noble Herr und der junge Holzdieb; freilich Eile thut noth — morgen ist der fünfzehnte Februar — es geht an Ehr' und Leben.“

Nach einer kurzen Pause, während welcher ihn der Kommissär scharf betrachtete, fuhr er in gleichgültigem Tone fort: „Gut, ich will Euch sagen, was ich weiß. Schon seit einigen Tagen bemerkte ich, daß aus dem Brütelschen Hause ganze Körbe mit Lebensmitteln zur Tannzapfen-Marei geschleppt wurden — jedenfalls mehr, als sie mit ihrer Kleinen verzehren kann. Ich schnüffelte herum und vor einer halben Stunde sah ich den kleinen Taugenichts seine Nase aus einem Gebüsch stecken — dort an den Felsen hinter dem Fuchslotze. Ich denke, wo der Schwanz ist, kann der Fuchs nicht weit weg sein; er steckt — meinen Hals wett' ich dran — dort in den Felsen; es ist eine große Höhle dort, ich erinnere mich jetzt wieder ganz genau daran.“

Der Kommissär seufzte auf, wie ein aus schwe-

ren Träumen Erwachender. — „Wie machen wir's jetzt?“ fragte er zerstreut.

„Wie wir's machen? Das ist einfach. Wir nehmen spät in der Nacht zwei Landjäger mit. Die werden vor dem Gebüsch postiert; Ihr und ich dringen vorsichtig in die Höhle und fassen ihn.“

„Aber wenn der Tannzapfen-Bub dich gesehen hat und die Vögel uns das leere Nest lassen?“ warf der Kommissär zweisehend ein.

„Er hat mich nicht gesehen, versicherte der Waldbvogt, „ich habe ihn scharf belauert; er guckte ganz unbefangen an die Wolken hinauf.“

„Ich that dir in Gedanken Unrecht,“ sagte der Kommissär, seinem Genossen die Hand reichend; „dein Plan ist gut — und doch,“ setzte er düster hinzu — „ich kann mich über die Entdeckung nicht freuen, wie ich's gehofft hatte.“

Bevor noch diese Entwürfe im Hause des Kommissärs angestellt wurden, ward an einem andern Orte ebenfalls ein Plan entworfen. Dieß geschah in der einsamen Felsenhöhle hinter dem Fuchslotze. Der Waldbvogt hatte richtig gerathen; dort saßen die Flüchtigen seit der Nacht, in welcher Brütel vom Ruedeli befreit worden war. Der Knabe hatte sich von seinem Wohlthäter nicht entfernen wollen, und dieß war für den Letzteren selbst wieder eine unschätzbare Wohlthat. Ruedeli wußte den Verkehr mit den Müttern mit einer Entschlossenheit, Ausdauer und Gewandtheit in's Werk zu setzen, die den jungen Brütel oft an Charakterschilderungen von amerikanischen Wilden erinnerten. Die Feinde thaten keinen Schritt, der den Höhlenbewohnern nicht bekannt geworden wäre.

Am schlimmsten war das kleine Mareile daran, das arme Kind durfte nichts von den Geheimnissen wissen; trotz aller Verständigkeit hätte seine kindliche Unschuld bei den Hausdurchsuchungen oder den Verhören zum Verräther werden können; es wurde bekwegen auf dem Glauben gelassen, Ruedeli sei an jenem Tage nicht wieder von Karau zurückgekehrt und wohl gar erschlagen worden. Durch seinen unverstellten Schmerz täuschte es selbst den Kommissär, der allmählig zu glauben anfing, es sei Ruedeli wirklich ein Unglück zugestoßen. Kam dieser dann Nachts an seine mütterliche Hütte, um von der Mutter Nahrung oder Nachrichten zu holen, so mußte er oft mit blutendem Herzen hören, wie Mareile um das todtgeglaubte Brüderrchen weinte und betete, bis es unter Thränen eingeschlafen war.

Einmal hörten die Bewohner der Felsenhöhle im Walde lautes Weinen und Klageruf. Ruedeli kroch vorsichtig hinaus um auszuspähen. „Was

gibts?“ fragte Herr Brütel den zurückkehrenden Knaben.

„Mein Mareile sitzt droben auf dem Wurzelstode der kleinen Rothanne, die ich damals gefällt habe — sie weint und ruft mich, da sie meint, ich sei gestorben.“ Dem Knaben schossen bei dem Gedanken an den Schmerz seines Schwesterchens die Thränen stromweise über die Wangen herab.

Ein großes Glück für die Verborgenen war es, daß seit der Nacht ihrer Flucht kein Schnee gefallen war. Waren die Regenschauer auch noch so unfreundlich und verdüsterte der mit dunkeln Wolken behangene Himmel den Aufenthalt in der Höhle auch noch so sehr, so konnte Ruedeli in den schwarzen Nächten nur um so sicherer seine Gänge machen, ohne eine gefährliche Spur zurückzulassen.

Diesen Nachmittag nun war es kälter geworden. „Ich befürchte fast, wir bekommen Schnee,“ sagte Herr Brütel, sich fester in eine wollene Decke wickelnd, — „es wäre doch fatal.“

„Ich will ein wenig nachsehen,“ meinte Ruedeli und kroch in das Gebüsch hinaus; aber kaum waren zwei Minuten vergangen, als er todtbleich wieder zurückkam.

„Was ist dir?“ fragte Brütel erschrocken.

„Der Waldbvogt hat mich gesehen!“ antwortete Ruedeli.

„Der Waldbvogt?“ rief Brütel und wurde bleicher, als selbst sein kleiner Gefährte es war — „Heiliger Gott! dann ist Alles verloren — am letzten Tage und Alles verloren!“

Er versank in düsteres Nachsinnen und Ruedeli saß lautlos mit verschlossenen Augen, als fürchte er sich den Eindruck zu sehen, den die Nachricht auf seinen theuren Herrn hervorbringen würde. — „Hört!“ begann der Kleine nach einer Weile, „es ist noch nicht Alles verloren. Der Waldbvogt weiß nicht, daß ich ihn gesehen habe; — ich ließ mir nichts merken, und fuhr ruhig fort die Wolken zu betrachten. Er wird sich wohl an diese Höhle erinnern und denken, Ihr könntet mit mir da verborgen sein.“

„Das wird er,“ sagte Brütel, durch die ernste und bedächtige Rede aufmerksam gemacht; „aber was weiter?“

„Er geht nun in's Dorf hinguf,“ fuhr Ruedeli fort, „und holt Leute um uns einzufangen. Bis dahin wird's Abend. Ihr geht jetzt da durch das Gebüsch hinunter, immer zu, bis an die Aare, dort könnt Ihr Euch in den Erlen verstecken und ich bleibe hier.“

„Da wäre nicht viel gewonnen, mein kleiner Freund.“

„Doch ist dabei viel gewonnen — kommen sie dann, so springe ich ein wenig fort, den Wald hinauf, und werde gefangen. Die Höhle wird durchsucht und man findet all diese Sachen. Ihr nehmt nur den Karabiner mit. Ich erzähle dann, Ihr seid bis gestern mit mir da versteckt gewesen; aber weil es unsicher geworden, seid Ihr in der Nacht fort, hinüber in die Wälder an der Schafmatt. Ich habe diese Nacht nachkommen wollen, und hier nur noch gewartet, um zu erfahren, ob man Euch etwa auf der Spur sei. Dann geh' ich mit den Leuten hinüber in die Berge, um Euch zu suchen und ich glaube, Ihr könnt ruhig hier bleiben — ich will gewiß suchen helfen, daß morgen der ganze Tag vergeht — der fünfzehnte Februar.“

Brütel mußte lächeln über diesen Plan, aber die Aufopferung, mit welcher der Knabe die Gefahr auf sich nehmen wollte, rührte ihn so sehr, daß er die Hand über die Augen hielt, um eine Thräne zu verbergen. — „Aber,“ fragte er, „willst du auch erzählen, daß du mich befreit hast?“

„Freilich,“ antwortete Ruedeli, „dann glauben sie mir das Andere um so besser.“

„Ruedeli,“ fuhr Brütel nach einer kleinen Pause fort, „ich weiß selbst keinen bessern Plan als den deinigen; aber denke — wenn meine Verfolger morgen Abend, freilich zu spät, merkten, daß du sie zum Besten gehalten, so wirst du Schläge bekommen — vielleicht könntest du heute Nacht in der Dunkelheit gar erschossen werden.“

Ruedeli war sichtlich erleichtert, daß sein Rath geneigtes Gehör fand. „O Herr,“ sagte er heiter, „was die Schläge betrifft — deren hab' ich schon viele gekriegt, so ein armer Bub muß die ertragen können, und“ — fuhr er ernster fort, „wenn ich sollte erschossen werden, so grüßt mir dann die Mutter; das Mareile hat's schon überstanden — es meint ja, ich sei todt.“ — Eine große Thräne trat in das lichte, braune Auge des Knaben; aber als schämte er sich derselben, schüttelte er unwillig den Kopf und sagte: „Nicht wahr, Herr Brütel, wenn die Mutter wieder krank wird, so laßt Ihr sie nicht frieren und hungern? — Ich weiß das, und dann sterb' ich gern, wenn's Euch nützen kann.“

Brütel betrachtete mit stummer Rührung den Knaben, der in demüthiger Dankbarkeit bereit war sein Leben zu wagen, ohne an sich selbst oder die Größe seines Opfers zu denken; er zog ihn an seine Brust, und inniger als je einen Freund beim Scheiden küßte er die von dichten schwarzen Locken umwallte Stirne Ruedeli's, der in süßer Freude über diese Liebfosung zu weinen anfing.

„Braver, kleiner Freund,“ sagte der Jüngling bewegt, „ich weiß keinen Ausweg, als deinem Rathe zu folgen. Laß dich diese Nacht, wenn der Feind anrückt, ruhig fangen und setze dich keiner Gefahr aus; morgen wirst du freilich einen schweren Stand haben, armer Knabe; aber Gott wird uns nicht verlassen und mit seiner Hülfe werd' ich dir's vergelten können. Ist der morgende Tag überstanden, so ist die größte Noth vorbei. Leb' wohl, mein junger Freund — auf glücklich Wiedersehen!“ —

Ruedeli saß noch lange, nachdem sein bisheriger Gefährte durch das Gebüsch verschwunden war, in der dunkeln Einsamkeit, selige Thränen weinend. „Diese Hand,“ sagte er laut vor sich hin, seine Rechte auf das Herz legend, „diese Hand hat dir der brave Herr gedrückt und dich dabei Freund genannt — ich will das nicht vergessen, und wenn sie mich zerreißen würden. O wenn's nur ihm gut geht; was ist auch an mir gelegen.“ — Der Knabe sank auf die Kniee, faltete die Hände und betete inbrünstig, daß Gott den guten braven Jüngling beschirmen möge. —

Er horchte schon stundenlang unter dem Eingange der Höhle, wie ein lauernder Fuchs in seinem Bane. Der feuchtkalte Wind hatte, schwarze Wolken über die Sichel des Mondes wegzagend, schon die Glockenschläge der zehnten Stunde aus dem fernen Dorfe herausgetragen und noch immer ließ sich nichts verspüren; bald glaubte Ruedeli seine Besorgnisse seien vergeblich gewesen. Endlich hörte er über sich auf dem Felsen das Rauschen eines leisen Schrittes und darauf das Klirren eines Gewehres, dessen Kolben hart auf den Boden gestellt wurde. Der Knabe mußte über diese Unvorsichtigkeit lächeln; er verspürte so wenig Angst, als läg' er sorgenlos zu Hause im Bette; er dachte nur daran, wie die Verfolger vorerst den Wald aufwärts zu locken seien.

Jetzt knitterte das Moos kaum hörbar von leisen, langsamen Tritten, die der Felswand entlang von beiden Seiten vorsichtig an die Höhle heranschlichen. — „Nun ist's Zeit,“ dachte Ruedeli, als der Heranschleicher zur linken Seite auf einige Schritte nahe gekommen war — „jetzt wage ich's“ — und mit einem raschen Sprunge schwang er sich, rechts wendend, in's Gebüsch hinein; aber im nämlichen Augenblick leuchtete ein knallender Blitz und eine Kugel pfiß durch die Büsche — ein gräßlicher Schrei, ganz nahe zur Rechten, halb Zammerruf, halb Fluch, hemmte seinen Lauf. — „Hülfe, Hülfe! — ich sterbe,“ stöhnte eine Stimme.

„Das ist der Waldbvogt,“ durchfuhr es Ruedeli mit kaltem Grausen, „das ist seine Stimme.“ —

Von beiden Seiten kamen Lichter heran. Es waren zwei Landjäger, die, auf der Höhe postirt, nun auf das Geschrei mit geöffnieten Blendlaternen herab-eilten. Ruedeli dachte nicht mehr an die Flucht; er drängte durch das Gebüsch den Lichtern zu. Hier lag der Waldbvogt, über dessen krampfhaft verzogenes Gesicht der unsichere Laternenschein grelle Streiflichter warf; die Brust herab quoll ein dunkelrother Blutstrom; über den Sterbenden her beugte sich der Kommissär, an sein abgeschossenes Gewehr gelehnt. „Ich sah einen aus der Höhle springen, aber ich traf den Unrechten,“ sagte er mit dumpfer Stimme — „Gott hat gerichtet.“

verleitet, die Hand geboten den jungen Herrn zu vernichten. —

Der Tod vergönnte ihm nicht länger Frist und schloß seinen Mund mit dem Siegel unlösbarer Verschwiegenheit.

„Deine Wege, Herr, sind wunderbar, aber gerecht,“ sagte der herbeigerufene Geistliche, die Augen des Todten zudrückend; „die Unschuld hast du durch die schwache Hand eines Knaben gerettet und die Schuldigen durch ihre eigene Hand gestraft. Gönn ihnen deine Barmherzigkeit.“

„Amen,“ sagten die Umstehenden, mit bangem Entsetzen erfüllt, und mancher böse Gedanke mochte



Die entsetzten Landjäger wollten den blutenden Waldbvogt aufrichten. „Laßt mich,“ stöhnte er, „ich habe genug; holt Leute — ich möchte zu Hause sterben.“

„Lauf,“ sagte ein Landjäger zu dem vor Grausen bebenden Ruedeli, „lauf in's Dorf und hole Leute — dir wird wohl nicht mehr viel geschehen — da ist ein anderer Richter dazwischen getreten.“

Der Waldbvogt wurde spät nach Mitternacht auf einer Bahre nach Hause gebracht. Sterbend erzählte er, der Kommissär habe gewußt, daß der alte Herr Brütel Papiere kenne, durch welche der am Landvogt von Biberstein vor der Schlacht bei Zürich verübte Betrug bewiesen werden konnte. Den jungen Brütel habe der Kommissär verderben wollen, aus Furcht, der Jüngling habe von jenen Papieren Kenntniß; er habe durch das Geld des Kommissärs

beim Anblicke dieses Gottesgerichtes im Reime erstickt worden sein. —

Der Kommissär wurde den Gerichten überliefert. —

Von einer weitem Verfolgung des jungen Brütel war nach diesen Enthüllungen natürlich keine Rede mehr. Seinen jungen Freund in der Noth hat er später im Glücke nicht vergessen. Er nahm die arme Familie aus der Hütte am Walde in sein eigenes Haus hinüber und bildete Ruedeli und sein Schwesterchen zu wackern Menschen heran. Ruedeli lebt noch in einer kleinen Stadt, nicht weit vom Schauplatze dieser Geschichte, als allgemein geachteter Mann und tüchtiger Meister Waffenschmied. Er selbst hat mir die Erlaubniß gegeben, dieses Ereigniß aus seiner Jugendgeschichte hier zu erzählen — er darf sich wahrlich desselben nicht schämen.

Wintertrost.

Von

Julius Lohmeyer.



Ich schritt durch kahle Stoppelfelder
Im müden Abendsonnenstrahl,
Der Nordwind klagte durch die Wälder
Und Nebel wogten durch das Thal.
Mit schwermuthsvollem Winterbange
Schaut' ich hinab vom Bergeshang,
Doch helle Kinderstimmen klangen
Herauf, wie tröstlicher Gesang:

„Nun Winter laß die Stürme fegen,
Nun komm mit deiner ganzen Macht,

Kaum saßt das Haus den reichen Segen
Des Herbstes, den wir eingebracht.

Begrabe Dorf und Feld und Garten
Mit weißer Decke mendenlang,
Wir können froh den Lenz erwarten
Im warmen Haus bei Spiel und Sang.

Am Ofensitz spinnst Märchenwonne
Uns selig ein in wachen Traum,
Und eine helle Freuden Sonne
Strahlt durch die Nacht, der Weihnachtsbaum!“

Eichkätzchens Christgeschenk.

Von

J. F. Widmann.



Eichkätzchen hat im grünen Wald
Den Sommer über gesprungen,
Nun ist der Winter starr und kalt
Tief in den Forst gedrungen.

Die Musikantenvögelein
Sind fort mit ihren Flötchen;
Eichkätzchen sitzt im Wald allein
Und frieret an den Pfötchen.

Im Astloch hat es zwar ein Haus,
Ein Thor von Tannentrinde;
Doch steckt es kaum das Köpfschen raus,
Gleich pfeifen drum die Winde.

Da kommt die liebe Weihnachtszeit,
Es glänzen tausend Lichter,

Die Baum' und Sträucher dicht beschneit,
Sie machen frohe Gesichter.

Es hat sie ja der heil'ge Christ
Mit weißem Kleid gezieret;
Im ganzen Wald kein Zweiglein ist,
Das jetzt noch klagt und frieret.

Eichkätzchen auch ist froh erwacht,
Ihm ist die Sorg' benommen;
Denn unvermerkt hat's über Nacht
Ein Pelzchen warm bekommen.

Nun läuf's Baum auf, Baum ab im Trott,
Warm bleiben ihm die Tägchen.
Ja, ja! — es sorgt der güt'ge Gott
Für dich auch, lieb' Eichkätzchen.

Das Wild des Waldes.

Von

Adolf Müller.

Mit zwei Originalzeichnungen von Guido Hammer.



II. Die Gekrönten des Waldes.

eine jugendlichen Leser besuchen gewiß gern den Wald. Die gesunde, frische Jugend liebt es ja auch, die Freistunden der Natur zu widmen. Und wo wäre diese anziehender, erfrischender und herrlicher als in den waldigen Bergen?

Heute laßt uns hinauswandern in einen größeren, zusammenhängenden Forst unseres Vaterlandes. Denn es sollen meine jungen Begleiter mit dem edelsten und stolzesten Wild unserer heimischen Wälder bekannt werden, mit den Hirschen.

Diese leben in den großen Wäldern unserer Berge. Wir wollen die Thiere in ihrem ungebundenen Freileben, in der Wildniß, aufsuchen und beobachten, nicht etwa in den Schranken der Thiergärten. Da sehen sie verkümmert aus und haben nie das stolze, frische und wilde Wesen ihrer Brüder in der Freiheit.

Ich weiß einen im Walde ergrauten Mann tief im Gebirge. Dort in einem ausgedehnten Forste werden noch Hirsche gehegt, und der Alte ist der Förster des Reviers. Er ist mit den Schleichwegen des Wildes wohl bekannt und ein tüchtiger Jäger, der mit seiner Büchse schon viele Hirsche erlegt hat. Diesen suchen wir auf in dem einsamen Forsthaufe seines Waldes. Der kann uns an das Wild hinanbringen und uns von ihm mehr und viel Fesselnderes erzählen als die Naturgeschichten und Jagdbücher.

Aus diesen Büchern ist uns bekannt, daß unsere Hirsche unter den Säugethieren in die Ordnung der Zweihüfer oder Wiederkäuer gerechnet werden und darin die Familie der Hirsche (*Cervi*) bilden. Zu dieser Familie gehören in unserem Vaterlande das Elenn oder der Elch (*Cervus Alees*), welches den älteren unserer Leser wohl schon aus dem Nibelungenlied als der „grimme Schell“ bekannt sein wird. Dies Wild ist fast ausgerottet und kommt nur noch im äußersten Osten Deutschlands vor. Es zählen zu der Hirschfamilie noch unser Edel- oder Rothhirsch (*C. Elaphus*), der Damhirsch (*C. Dama*) und das Reh (*C. Capreolus*).

Bezeichnend für die Hirschfamilie sind zwei Knochenzapfen der Stirne, auf welchen sich das Gehörn oder Geweih aufrichtet. Dieses Gehörn ist

aber bei unseren Hirscharten nur den Männchen, den Hirschen, eigen. Es besteht aus einem körnigen gefurchten und verzweigten Horngebilde. Alljährlich wird es abgeworfen, und ersetzt sich dann auf's Neue wieder. Demnächst kommt bei den Hirschen die eigenthümliche Einrichtung der Wiederkäuer in Betracht, die vier unter einander zusammenhängenden Magen. Der größte auf der linken Seite des Leibes heißt Wanst. Ueber demselben rechts liegt der kleinere Netzmagen oder die Haube mit einem Zellgewebe auf seiner inneren Wand, das wie Maschen eines Netzes aussieht. Neben diesem befindet sich der Blättermagen oder Pfalter, so benannt von seinen blätterförmigen Hautvorsprüngen auf der inneren Seite. Auf der äußern rechten Seite liegt der eigentliche Magen, der Labmagen. Da wo die drei ersten Magen sich vereinen, senkt sich der Schlund mit einer gemeinschaftlichen Mündung ein. Durch den Schlund gelangt die Nahrung in den Wanst, aus diesem tritt sie in den Netzmagen, worin sie erweicht wird und woraus sie durch Aufstoßen wieder mittels des Schlundes zurück in den Mund getrieben und hier wiedergekaut wird. Nun geht der Stoß zwischen zwei rinnenartigen Falten vor dem zweiten Magen wieder hinunter durch den dritten Magen und aus diesem in den Labmagen. Außerdem kennzeichnen die Hirsche acht Schneidezähne im Unterkiefer, denen gegenüber der Oberkiefer zahlos erscheint. Ober- und Unterkiefer haben dagegen auf beiden Seiten sechs Backenzähne, und weiter steht bei den größeren Arten im Oberkiefer beiderseits ein Eckzahn.

Seht ihr dort oben auf der Waldblöße die freundliche Wohnung mit der Hofraithe und dem Garten schimmern? Da wohnt der Förster, den wir besuchen wollen. Ich habe ihm unsere Ankunft gemeldet — und schaut! dort steht er schon am Hofthore, um uns zu empfangen. Bietet ihm freundlich die Zeit, wie's höflicher Jugend geziemt, und begrüßt ihn „Herr Förster“. Sieh! er ist wohlgemuth, denn er raucht seine kurze Pfeife mit dem Kopfe von Birkenmaser.

Die kleine Gesellschaft der Wandernden war vor die Försterwohnung getreten, und der Förster

bewillkommte den Besuch mit dem Ausrufe „Waidmannsheil“, d. i. mit dem Jägergruße. Auf dem Hofe vor der Hausthüre stand der Schweißhund „Hirschmann“ und schlug beim Anblick der Fremden an, ließ aber beim Pfiffe seines Herrn vom Bellen sogleich ab. In der Thüre kam den Eintretenden die Frau Försterin grüßend entgegen und führte den Besuch in's Haus. Wie war da Alles so schön und reinlich geordnet! Den Boden bedeckte vom Flur aus bis in's Zimmer feingekräuselter weißer Sand, und der Tisch drinnen war wirklich mit grobem aber schneeweißem Linnen gedeckt.

Während die Hauswirthin in der Küche sich zu thun machte, zeigte der Förster den Ankömmlingen



die Hirschgeweihe, welche die Wände des Flurs und der Stube zierten. Gleich belehrte der Alte seine Umgebung folgendermaßen.

„Schaut! das sind die Geweihe oder die Gehörne von den Edel- und Damhirschen, die ich hier auf dem Reviere die vierzig Jahre her erlegt habe. Da paßt nun auf, ihr Jungen, daß ihr die Bildung der Geweihe kennen lernt und einen Hirsch darauf anzusprechen, d. i. zu benennen versteht!

„Vorher laßt euch sagen, daß das männliche Hirschwild im ersten Jahre Hirschkalb, das weibliche Wildkalb benannt wird. Nach zurückgelegtem ersten Jahre heißt das weibliche Wild Schmalthier, später Thier und Althier. Das männliche Wild setzt vom achten oder neunten Monate an Spieße auf mit zwei fast geraden, etwas nach innen gebogenen Spitzen. Von diesem ersten Gehörne her

heißt der junge Hirsch ein Spießer. Nun könnt ihr an diesem Gehörne hier — was ich im Wald gefunden, denn der ächte Waidmann schießt keine so jungen Hirsche — am Stirnbein zwei kleine Knochenzapfen sehen, das sind die Rosenstöcke. Auf diesen steht der ringsförmige, wulstige und körnige unterste Theil des Gehörns, die sogenannte Rose. Alljährlich im Frühjahr bildet sich an Stelle des zuvor abgeworfenen Gehörns durch Ausschüßung der Gefäßhäute auf den Rosenstöcken eine anfangs weiche Masse, welche sich mit einer filzigen Haut umschließt, den Bast um die sogenannten Kolben bildend. Die Kolben verhärten sich allmählig zu den beiden Stangen, woraus hauptsächlich das Geweih besteht. Nun fängt der Hirsch an, den Bast an Gesträuchen und jungen Stämmen der Waldbäume abzureiben. Das nennt der Jäger fegen. Wenn das Gehörn vollständig vom Bast befreit und gefegt ist, und aus demselben alle Nebenäste und Spitzen, die Enden, herausgewachsen und verhärtet sind, dann sagt man: das Geweih ist verreckt oder ausgereckt. Erst mit ausgerecktem Geweih — vom Juli an — erlegt der ächte Jäger den Hirsch, niemals den Kolbenhirsch.

„Gehen wir nun weiter die Geweihe an den Wänden durch. Hier das ist von einem Gabler oder zweijährigen Hirsch. An den Hauptstangen hat sich beiderseits eine schwache, nach oben gerichtete Sprosse, die Augsprosse, gebildet. Diese macht mit der Endsprosse auf jeder Stange eine Gabel; daher der Name des Hirschens. So weit hat der Edelhirsch mit seinem Better Damhirsch gleiche Geweihbildung und Benennung.

„Jetzt aber müssen wir vorerst zur Betrachtung der Geweihe des Damwildes übergehen. Der Damhirsch erhält beim Eintritt in's dritte Jahr ein Geweih mit kleinen Augensprossen und gewöhnlich an jeder Stange ein abgestumpftes Ende mehr. Mit jedem Jahre vermehren sich nun die stumpfen Enden, bis endlich im fünften Jahre der obere Theil der Stangen die schaufelartige Form mit den kurzen Zinken annimmt. Nun ist der Damhirsch ein Schaufler. Später wird er bei breiteren Schaufeln ein guter und zuletzt mit sehr starken und vielverästelten Schaufeln — wie an jenen Geweihen dort zu sehen — ein Capital- oder Hauptschauler.

„Tretet jetzt wieder zu den Edelhirschgeweihen her! Hier ist eines von einem dreijährigen Hirsch. Da entsteht über den Augensprossen an jeder Stange gewöhnlich ein zweites Ende, die Mittelsprosse, und der Hirsch heißt nun ein Sechsender oder

Sechser. Wißt, daß man beim Benennen oder Ansprechen des Hirschens nach den Enden seines Geweihs immer die Endenzahl einer Stange verdoppelt und nach dieser letzten Zahl den Hirsch anspricht. Ist die Zahl der Enden jedoch an beiden Stangen nicht gleich, wie öfter vorkommt, dann verdoppelt man die Endenzahl der Stange, woran die meisten Enden sind, und setzt vor dem Anspruch das Wort ungerad. Hätte dieses Sechsergeweih an einer Stange nur zwei Enden, an der andern aber die regelmäßigen drei, so wäre es von einem ungeraden Sechser. Betrachtet euch einmal das Gehörn des Sechfers genauer! Da wo die Mittelsprossen sitzen, entdeckt ihr eine knieförmige Beugung an den Stangen, welche vom Rosenstocke aufwärts mehr nach außen, von der Beugung an aber nach rückwärts streben. Hierdurch entsteht die eigenthümliche Form des Hirschgeweihs. Vom Rosenstock richtet es sich stark bogig nach auswärts, sodann aber knieförmig nach hinten, während der obere Theil der beiden Stangen stets sich wieder sanft nach innen neigt. — Im vierten Jahre entsteht in der Regel jederseits ein Ende mehr an den Spitzen der Stangen, und man hat den Achter. Das fünfte Jahr kommt neben der Augsprosse nach außen vielfach eine zweite zum Vorschein, die Eißsprosse, und der Hirsch ist ein Zehner. Ein Jahr älter, und der Hirsch wird mit dem Zwölfer ein Kronen- oder starkjagdbarer Hirsch. Seht! die Enden der Hauptstangen biegen sich abermals rückwärts mit der Spitze nach innen gekehrt, während die aus demselben Punkt entspringenen zwei andern Endsprossen sich nach vorn und außen verzweigen. Diese dreifache Verzweigung bildet die Krone des Zwölfers. Den vierzehner hier über der Thüre kennzeichnen die erneuten Gabeln an den Endspitzen der Stangen, so daß jederseits eine viertheilige Krone entsteht. Zum Erlegen eines Sechzehners hab' ich's noch nicht gebracht; drum kann ich euch kein Geweih eines solchen zeigen.

„Nun meine Lehrlinge“ — redete der Alte scherzhaft seine Zuhörer an — „so ihr in die Jägerlehre mit einem Fuße getreten, müßt ihr mit dem andern auch herein: denn fest auf beiden Füßen steht ein rechter Waidmann. Jetzt kommt Einiges von der Waidmannssprache für das Edelwild, das man mit Recht Hochwild nennt. Gebt hübsch Acht auf die Ausdrücke; denn wer sich dagegen vergeht, kriegt nach altem Jägerbrauch drei derbe Streiche mit dem Hirschfänger hier an meiner Seite. Dazu aber wird's hoffentlich nicht kommen, denn die Waidmannssprache spricht aus dem deutschen Gemüth

heraus, ist eine so ausdrucksvolle und schöne, daß sie sich bei reger Theilnahme und Aufmerksamkeit leicht einprägt. Wer freilich keinen Sinn dafür hat, wird kein Waidmann, und bleibt ein Sonntagsjäger und zahmer Spazierläufer sein Leben lang!

„Zuvor seht euch aber 'mal meine „Liese“ an, an der kann ich euch so Manches deutlich zeigen, was zur Jägersprache gehört.“

Der Förster war bei diesen Worten in's offne Fenster getreten und pfiß auf seinem Finger. Auf seinen Ruf: „Liese, komm!“ sprang im Nu mit ein paar leichten Sägen eine zahme Hirschkuh in den Hof dem Fenster zu, woran der Förster stand. Sie nahm demselben Hafer und Salz aus der Hand. Die junge Gesellschaft war freudig erregt und eilte in den Hof zu dem zahmen, zutraulichen Thiere. Gar sanft und friedlich schaute es die Knaben mit seinen tiefen, glänzenden Augen an. Die Liese hatte ein rothes Halsband mit einer Schelle am Halse, damit man sie von Weitem erkenne. Denn sie ging frei aus und ein, besuchte oft Tage lang ihre wilden Geschwister im Walde, kam aber immer getreulich wieder zu ihren Pflegern im Forsthause. Die ganze Umgegend kannte die zahme Liese, und oft begleitete sie auch den Förster auf seinen Waldgängen.

Der Förster belehrte seine Zuhörer nun weiter.

„Der Hirsch hat keine Beine, sondern Läufe, keine Ohren, sondern Lauscher oder Gehöre, kein Maul, vielmehr ein Geäs, keine Zunge, vielmehr einen Weidlöffel, Grafer oder Lecker. Die zwei stumpfen Eckzähne oben im Geäse heißen Gräne oder Haken.

„Schaut!“ — unterbrach sich der Alte, auf seine Weste deutend — „hier die Knöpfe sind Haken von meinen erlegten Hirschen, das sind Bierden für den Jägermann.“

„Der Schwanz“ — erklärte er weiter — „ist der Wedel, die Augen heißen bezeichnend Lichter, die Spalthufe Schalen und die beiden kleinen Klauen hinten über den Fußgelenken die Oberrücken oder Geäfter. Der helle gelbliche Fleck um den Wedel herum heißt bald Schild, bald Spiegel, bald Schirm. Die Schulter nennt der Jäger das Blatt, die Schenkel Keulen, während er den Unterrücken Ziemer tauft. Auch dürft ihr das Wild nicht fett nennen! Das äußere Fett unter der Haut benennt sich Feist, das im Leibe aber Talg, und das Fleisch heißt Wildpret. Das Wild ist auch nicht groß oder klein, auch nicht mager, sondern man sagt, der Hirsch oder das Thier ist stark oder schwach oder ist schlecht von Leib.

Das Wild zieht zu oder von Holz oder auf

die Aefung, wenn es in den Wald geht oder aus demselben tritt oder zur Weide geht. Es trollt wenn es tragt, es rennt, flieht und ist flüchtig, wenn es davon eilt. Es steht in einem Waldort oder steckt sich in ein Dickicht. Es wechselt von einem Distrikt zum andern, d. i. es geht seinen gewohnten Gang von einem Standort zum andern. Es äugt, sobald es einen Gegenstand aufmerksam betrachtet, es wittert oder riecht, es vernimmt oder hört, und es sichert, sobald es mittels Augen, Nase und Gehör seine Umgebung prüft. Es thut sich nieder, wenn es sich zur Ruhe niedersetzt, und wenn der Hirsch sich erhebt, so sagt der Jäger bezeichnend: der Hirsch wird hoch.

„Mehrere Stück Wild auf einem Trupp bilden ein Rudel. Gemeinlich geht ein weibliches altes Stück Wild, das Alt- oder Kopsthier, dem Rudel voran, und dann sagt man: es führt den Kopf des Rudels. Das Kopsthier ist klug und sehr aufmerksam, und seiner Führung vertraut sich das ganze Rudel an. Ihm folgen in der Regel noch mehrere Stück Wild mit Kälbern, Gablern und Spießern, zuletzt folgt der stärkere Hirsch. Oder es bilden bloß ältere Hirsche ein Rudel. Ganz alte Hirsche führen ein Einsiedlerleben und werden auch Einsiedler getauft.

„Dies ist von der Waidmannssprache für euch Anfänger vor der Hand genug. Ich könnte euch noch Vieles von unsrem edlen Wilde sagen, namentlich von den Kennzeichen der Spuren oder Fährten, welche dasselbe im feuchten Boden, auf Steinen oder im Grase zurückläßt, und aus welchen der Jäger das Wild anspricht, oder schätzt, ob die Fährte von einem starken oder schwachen Hirsche oder von einem Thiere herrührt. Aber das alles begreift ihr jetzt noch nicht, dazu gehört eine vieljährige Erfahrung und unausgesetzte Uebung.

„Viel besser, ich erzähle euch noch von der Lebensweise unseres Hochwildes.

„Das Rothwild verfärbt (härt) sich jährlich zweimal, im Herbst und im Frühjahr. Die Lese ist eben noch in der Sommerfärbung, rothbraun, unten am Bauch und an der Innenseite der Läufe etwas heller, am Geäße schwärzlich umrandet. Hinten zu beiden Seiten des Wedels seht ihr das gelbe Schild. Von der rothbraunen Färbung trägt das Rothwild seinen Namen. In den ersten Monaten sind die Kälbchen gar bunt, haben weiße Flecken auf rothbraunem Grunde. Später verfärben sie sich wie das ältere Wild. Wenn wir die Haut oder die Decke der Lese genauer untersuchen, so unterscheidet sich ein kürzeres Wollhaar, die Wolle, grau mit

rothbraunen Spitzen, von den rauheren langen Deckhaaren oder dem Haar, welches das entschiedene Rothbraun trägt. Im Winter entstehen längere Haare und dichtere Wolle, welche sich mehr in's Graue verfärben. Die Hirsche sind meist dunkler gefärbt als die Thiere. Auf dem Rücken, den Keulen, am Bauch und dem Halse tritt öfters ein Schwarzbraun oder Schwarz auf fahler Grundfärbung hervor.

„Der eigentliche Aufenthalt, die Heimath des Wildes ist der Wald. Nur wenn dieser sehr beunruhigt wird, so steckt es sich zuweilen in die Getreidefelder oder in das hohe Gras und Gesträuch offener Haiden. Tags über sitzt das Roth- und Damwild gewöhnlich ruhig in seinem Lager oder Bett. Ist dies an einem Berghang, dann sitzt das Wild stets den Kopf nach dem Thal gekehrt. Nach starken Regen steht es auf und tritt auf die Blößen und Wege der Gehege, um sich zu trocknen. In der Abenddämmerung tritt es auf Waldwiesen oder Felder, um sich zu äßen, mit Tagesanbruch zieht es wieder zögernd und sehr langsam zu Holz. Wir Jäger nennen dies bedächtige Zurückziehen aus den Feldern deshalb den Kirchgang. Die Zähne des Wildes deuten schon auf seine Nahrung, und die innere Einrichtung seines Magens, waidmännisch der Wanst oder Pansen genannt, bekundet den Wiederkäufer. Demzufolge nährt es sich bloß von Stoffen aus dem Pflanzenreich. Es äßt vom Getraide sowohl die Körner als die grünen Halme, und unter unzähligen grünen Pflanzen vorzüglich gern Wicken, schält aber im Winter und Frühjahr auch die verschiedensten Holzarten. Hierdurch wird es dem Förste schädlich, wie es denn auf den Feldern große Verheerungen anrichten kann. Gegen einen übertriebenen Wildstand“ — fuhr der Förster mit etwas widerstrebender Miene fort — „schelten die Bauern, und wenn ich ein Landmann wäre — ich thät's wohl auch. Aber ich bin ein Mann des Waldes und lasse auf meine Gebrönten nun einmal nichts kommen. Das Wild muß den Wald beleben, wie der Vogel- fang. Ohne Wild und Vögel ist der Wald todt.“

„Vieles von der Lebensweise des Edewildes sowie die Waidmannssprache für dasselbe paßt auch auf das Damwild. Es ähnelt dem ersteren in der Gestalt und den Bewegungen, ist auch sehr behend und flüchtig. Doch gefällt es mir nicht so, wie seine edlen Verwandten. Es ist auch merklich schwächer, das Damthier etwa nur 0.6 bis 0.65 Meter, der Damhirsch höchstens 0.75 Meter hoch. Er ist lange nicht so schlank und stolz wie der Edelhirsch. Das Damwild hat etwas ziegenartiges und geht mit niederem, vorgestrecktem Halse, weshalb auch die Be-

nennung Dambock für den Hirsch gebräuchlich ist. Kurz es ist unedler, nicht so großartig in Gestalt und Haltung, wie seine Betterschaft. Seine Färbung — die ist zwar eine viel auffallendere, bunte. Deshalb lieben es auch die Damen. Mir kommt's gelect oder wie gemalt vor. In der Sommerfärbung ist die Decke auf rothbraunem Grunde weiß gelect, der Bauch und die Innenseite der Läufe weiß, Kopf, Hals, Keulen und Rücken haben keine Flecken. Um das Geäs und die Lichter ziehen sich schwarze Ringe. Es hat ebenfalls ein helles Schild. Die Färbung wechselt sehr, denn es gibt geschecktes, weißes und auch schwarzes Damwild. In der Winterfärbung werden Kopf, Hals und Gehör mehr grau, der Rücken und die Flanken sind schwärzlich und die Unterseite hellgrau, röthlich durchschossen.



„Merkt euch noch einige weitere Unterschiede zwischen dieser Wildart und dem Edelwilde. Beim Damwild sind der Kopf, die Lauscher und die Läufe kürzer, der Wedel ist aber merklich länger und der Leib verhältnismäßig stärker als beim Rothwild. Dieses thut sich immer so nieder, daß es auf einer Seite sitzt, das Damwild aber mehr, die vier Läufe unter dem Leib. In mäßiger Flucht macht das Damwild wie die Ziegen hohe Sätze mit allen vier Läufen zugleich in die Luft und hebt dabei den Wedel in die Höhe; das Rothwild wird hingegen in gleichmäßiger Bewegung flüchtig. Dies suhlt sich (fühlt sich) auch gern Sommers in sumpfigen Quellen, Brüchen und Tümpeln, das Damwild aber niemals.

„Wie die Färbung, so wechseln auch die Launen des Damwildes. Es ist unruhig und doch hält es seinen Stand sehr beharrlich. Auch wird der Schauler Ende September, seine Feistzeit, sehr faul, so daß ich ihm schon sehr nahe gekommen bin. Einem sogar

hab' ich einmal mit dem Kolben meiner Büchse einen Stoß versetzt und den Faulenzer so hurtig auf die Läufe gebracht. Im October schreit der Damhirsch sehr erregt und kämpft noch häufiger als sein Better mit andern Schaulern. Sein Schreien ist aber anders als das des Edelhirsches, hat etwas Grunzendes, Gezogenes, es lautet etwa so, wie wenn ein Mensch beim Schlafen sehr laut schnarcht.

„Die Nefung des Damwildes ist im Allgemeinen die des Rothwildes. Nur liebt es mehr das Schälten am Holze und wird hierdurch noch schädlicher als seine Verwandten.

„Bei einer waidmännischen Hege wird das Wild in strengen Wintern gefüttert. Es werden dann weiche Holzarten in den Waldungen gefällt, deren Rinden und Knospen es gerne äßt. Oder man er-

richtet Futterplätze. Das sind mit Stroh oder einem Bretterdach überdeckte Raufen an bestimmten, vom Wilde besuchten Waldorten. Auf die Raufen wird gutes Heu gesteckt und in Krippen werden Hafer und Rübenstücke gestreut. Diese Futterplätze merkt sich das Wild, wie seine Wärtter. Mit mir ist's zu solchen Zeiten sehr vertraut, und ich kann's mit meinem Rufe zum Futter herbeilocken. Das laßt euch nicht wundern. Trotzdem daß ich ein Jäger bin und zeitweis mit der Büchse ein hartes Wort rede, bin ich doch ein Freund des Wildes, wie überhaupt der Thiere. Niemals laß' ich sie in der Noth darben. Der Waidmann muß ein gutes, mitleidiges Herz für's Wild haben, sonst ist er ein roher Mensch. Er muß es hegen und pflegen. Deshalb legt der Jäger auf den Wechsellern auch häufig Sulzen oder Salzlecken an. Das sind von rohen hölzernen Rahmen umgebene kleine Plätze, welche mit Thon ausgestampft werden, in welchen man vorher reich-

lich Salz eingeknetet hat. Daran leckt das Wild sehr gern und gewinnt solche Orte lieb, es nimmt sie an, wie der Jäger spricht.

„Aber mit der Fütterung und Pflege seines Wildes ist's dem sorgsamem Waidmann noch nicht genug, er behütet es auch das Jahr über vor den Nachstellungen seiner Feinde. Darunter ist der Erzschleicher, Gauner und Strauchdieb Fuchs vorab zu nennen. Mit dem mache ich, wo ich ihn treffe, keinen Spaß. Auch dem Baumarder lasse ich den Hagel aus meiner Schrotflinte fühlen für die Unthaten an den zarten Wildkälbchen. Der Heimtücker springt ihnen, sowie den Rehkätzchen und Schmalreihen, manchmal von den Aesten der Bäume herab auf den Hals und beißt ihnen die Schlagader durch. Die alten Thiere können den geängsteten Kleinen trotz ihres Muthes, ihrer Stärke und Gewandtheit nicht helfen, da sie mit ihren einzigen Waffen, den Vorderläufen, den Räuber nicht schlagen können, ohne ihre Kälbchen selbst empfindlich zu treffen. Da preiß ich mich denn immer glücklich, wenn ich hier und da rächend dazwischen fahren und befreien kann.“

Der Förster wurde plötzlich durch hohle, laute Töne, die aus dem Innern des Waldes schallten, unterbrochen. Sie waren mit dem Brüllen eines erbohten Bullen zu vergleichen und ließen sich in Zwischenräumen wiederholt vernehmen.

„Hört ihr die Hirsche schreien?“ so wandte sich der Lehrmeister zu der ihn umstehenden Jugend. „Eben jetzt im mitten September ist die erregteste Zeit des Edewildes, wo die starken Hirsche mit ihres gleichen oft erbittert kämpfen. Da schreit der Hirsch und sucht beim Kämpfen seinen Gegner mit den Enden seines Geweihes in den Flanken zu spießen, welches man forkeln nennt. Der unterliegende, sagt der Jäger, ist abgekämpft. Heute gegen Abend führe ich euch in die Nähe eines Planes, so nennt die Jägersprache den Ort, wo im September sich ein Rudel Wild um einen starken Platzhirsch sammelt. Dort, wenn wir Waidmannsheil haben, sollt ihr meinen Einsiedler, einen Sechzehner, zu Gesicht bekommen, dessen Anblick euch eure Lebtag nicht aus dem Gedächtniß schwinden wird.“

„Doch da ruft unsere Wirthschafterin zum Kaffee. Kommt, ihr werdet von dem Marsch Hunger mitgebracht haben!“

Die jungen Gäste waren bald um den niedlich geordneten Tisch versammelt. Die munteren Knaben ließen sich den Kaffee mit Bienenhonigschnitten wohlschmecken. Die Schnitten waren aus Buchweizenmehl gebacken, den Knaben etwas ganz Neues. Das mundete viel besser als das aufgeschwemmte fade Stadtbrod!

Nun aber ging's in's Holz, denn der Förster zögerte nicht länger und hatte schon seine Büchse auf der Schulter und den alten Hirschmann am Fangstrick (Keine) zur Seite.

„Jetzt hübsch still und sachte durch's Holz gezogen, wie es der Jäger stets thut!“ ermahnte der Alte. „Biel Schwagen und Lautsein ist verpönt. Ein lauter Jäger kommt nie an's Wild, denn das vernimmt und äugt unglaublich scharf.“

Wie duftete das vergoldete Buchenlaubgewölbe unter den Strahlen der Herbstsonne so kräftig und erfrischend! Das war ein schöner, spannender Gang durch die hohen prächtigen Buchenhallen im Halbdämmer, dieser erste Pürschgang (Schleichen) der Knaben. Behutsam folgten sie den Schritten ihres Führers. Plötzlich blieb dieser stehen und deutete, sich zurückwendend, in die Ferne. Seinem Finger mit den Augen folgend sahen die Jagdgenossen durch die Stämme hindurch eine lichte Haide blinken. Auf derselben waren mehrere Stück Rothwild sichtbar, das erkannten die Knaben sogleich an der Aehnlichkeit mit der Liese des Forsthofes. Immer näher zur Haide hin pürschte der Alte mit seinen Begleitern. Endlich auf einer mäßigen Anhöhe winkte er dieselben hinter eine breitstämmige Eiche, von wo aus sie, gegen das wachsame Wild gedeckt, die Haide besser überschauen konnten.

„Dort“ — flüsterte der Förster — „ist der Plan des Einsiedlers. Schaut, der Platz ist zertreten wie eine Rennbahn. Das thut der Capitale (damit meinte er den starken Einsiedler) mit seinem Rudel, wenn er es zusammentreibt. Er wird hoffentlich nicht lange auf sich warten lassen, das sagen mir die Thiere dort auf dem Plan.“

— Urpötzlich erschallte der Schrei eines Hirsches aus der Ferne, dem in der Nähe sogleich ein gewaltig dröhnendes Orgeln antwortete. Das mochte vom gekrönten Einsiedler herrühren. Mit pochenden Herzen stehen die Knaben, aber noch können sie nichts entdecken. Jetzt tönt es wieder aber bedeutend näher, das Schreien aus der Ferne, und gleich darauf die lautere Antwort aus dem benachbarten Holze. Immer näher erschallt das Schreien aus dem Wald gegenüber, und immer stärker und heftiger die Echo weckende Antwort in der Nähe. Jetzt kommt's ganz nah aus den Randbäumen gegenüber der Haide — und nun tritt ein Zwölfer auf den Platz. Doch kaum ist der im Lichten — horch! da bröht gewitterartig der Boden und im nächsten Augenblick rennt's wie ein Schatten aus dem Gehege auf den Plan. „Der gekrönte Einsiedler!“ so hallt's in den klopfenden jungen Herzen hinter der Eiche leise wieder. Er ist's leibhaftig! Sein starker Leib mit fahler Grundfärbung

dunkelt fast ganz schwarz, der Hals ist ihm vom Schreien dick angeschwollen und erscheint noch wüster durch das schwarze mähenartige Haar daran. Sein Geweih zählt sechzehn Enden.

Wie besessen sind die beiden Hirsche mit gesenkten Geweihen auf einander gerannt, daß der Wald hell vom Anprall der Gehörne erschallt. Immer heftiger wird der Kampf, schon schiebt der Sechzehner den etwas schwächeren Zwölfer vor sich her. Doch dieser will nicht vom Kämpfen ablassen und

spiele folgen die Knaben ihrem Führer zu dem Forsthause zurück. Unter dessen freundlicher Lampe wird das einfache Abendbrod genommen, gewürzt durch die in der Waldluft erhöhte Eglust und so manche spannende Erzählung über Wild und Wald, welche der Förster bis in die tiefe Nacht hinein in der besten Laune den im Kreise Lauschenden gibt.

Unvergeßlich bleibt diesen der schöne Gang in's Gebirge, unvergeßlich die Erinnerung an das fesselnde wilde Leben der Gekrönten des Waldes. Unver-



versucht durch alle möglichen Wendungen dem gewaltigen Forkeln seines Gegners auszuweichen. Jetzt wieder erfolgt ein erneuter kräftiger Anprall des Capitalen, der den Ausschlag gibt. Der Zwölfer ist abgekämpft und wird nun flüchtig über die Haide hinaus.

Stolz richtet sich der gekrönte Sieger auf dem Plane empor. Mit zurückgelegtem Geweihe, hoch das Geäse in die Luft werfend, schreit er seinen Siegesruf in die Wälder, daß ringsum die Bergwände wiederhallen.

Diesmal ist die Büchse des Försters ruhig an der Schulter geblieben. Der Gekrönte bleibt unbehelligt im Besitze seines Planes für den Herbst. Denn in dieser Jahreszeit schießt der wahre Jäger keinen Hirsch.

Hoherregt von dem merkwürdigen Naturschau-

gestlich ist aber auch das einsame Forsthause im ersten Schimmer der Morgenröthe, in welcher unsere Knaben des andern Tags von ihm scheiden. Da steht der alte biedere Förster mit der Birkenpfeife und die gute wirthliche Försterin, und senden den Dahinziehenden noch Scheidegrüße nach bis in den dunkelbämmernden Waldgang hinein.

Lange werdet ihr glücklichen jungen Freunde noch das Brod schmecken, das euch der Tisch der Genügsamkeit dort droben so gastlich bot; manchmal noch werdet ihr im Geiste den Erzählungen und Belehrungen des alten Försters mit der gemüthlichen Laune lauschen. Ehrt ihn durch ein dankbar-freundliches Andenken und das Bestreben, auch so bieder und einfach wie er zu bleiben!

Das Weihnachtsmärchen.

Von

E. Feuerbach.

Original-Zeichnung von Fedor Flinzer.



Es war eine arme Frau, die konnte ihrem Kinde nichts zu Weihnachten geben als drei Äpfel, der eine war hellgelb, der andere dunkelgelb, der dritte roth.

Draußen auf der Straße lag tiefer Schnee und in den großen Häusern gegenüber funkelten an den Fenstern die herrlichsten Christbäume und tönte manchmal der Jubel der

Kinder herüber.

Die arme Frau schloß den Laden, setzte sich an den Tisch und nahm die Bibel zur Hand. Das Kind, ein kleiner braver Knabe, frisch und rothwangig, holte einen kleinen Stuhl herbei und legte seine drei Äpfel vor sich hin.

„Christkindchen hat heute vielen Kindern mit Lichtern zu bescheeren,“ sagte er, „und weil unser Haus so klein ist, hat es uns übersehen und im Dunkeln gelassen. Aber die Äpfel sind doch hübsch.“

Die Lampe brannte trübe; die Mutter neigte den Kopf tiefer auf die Blätter der Bibel.

Horch, horch! Da fing es ganz hell zu läuten an im hellgelben Apfel. Köstlicher Tannengeruch und Duft von brennenden Wachslichtern strömte heraus. Der Apfel that sich auf, und es tauchte hervor und ward größer und größer und breitete seine Äste aus ein wunderherrlicher Christbaum. Wohl Tausende von Lichtern brannten auf seinen Zweigen. Unten im Moosgarten weideten kleine Schafe mit helltönenden Glöckchen am Hals. Mitten unter den Lichtern hingen Früchte von allen Farben, durchsichtig wie Krystall, und glänzende Ranken von Reifblumen schlangen sich zwischen hindurch und weiße Vögelchen wiegten sich nach den Tönen der Glocken. Oben in der Krone des Baumes saß ein Engel weiß wie Schnee, der sang ein Lied von den Schneeflocken und dem ewigen Grün der Tannen.

Aber aus dem Apfel waren auch die Kerne herausgesprungen, acht braune Männchen mit kleinen braunen Hüten, braunen Spitzbärten und braunen Schuhen. Sie hatten geschäftig am Fenster die kleine silberne Glocke befestigt, die vorher im Apfel geläutet hatte, und zogen aus Leibeskräften an acht silbernen Schnüren und bückten sich recht komisch dabei.

Deutsche Jugend. XI.

„Macht doch auf, macht doch auf! Hu, wie kalt!“ quiekte es vor den Fenstern. Es waren zwei schöne hölzerne Löwen, ein zuckerner Haase und eine Marzipanmaus. Sie waren ganz mit Schnee bedeckt. Die Löwen sahen grimmig aus, aber das Mäuschen sagte:

„Die Kinder drüben im Eckhaus haben so viele Geschenke bekommen, daß sie gar nicht auf uns Acht gehabt. Das können wir uns nicht gefallen lassen. Euere Glocke hat uns hierher gelockt.“

Der Knabe nahm die kleinen Thiere strahlend vor Freude und setzte sie auf den Tisch.

Wieder hörte man eine Stimme draußen, diesmal befehlerisch und barsch. Ein schöner Soldat war es, der saß auf einem Schimmel. Gewiß ein vornehmer Officier! Er trug eine Atlasmütze mit Perlen besetzt, einen Hermelinmantel und einen himmelblauen Rock reich mit Silber gestickt. Ein spitzes Schwert zuckte in seiner Hand. Seine Augen funkelten gewaltig, denn sie waren aus schwarzem Glas und recht glitzernd gemacht.

„Dem Buben drüben behagt' ich nicht; einen scharlachrothen Rock sollt' ich haben und keinen blauen. Der Bube warf mir einen schiefen Blick zu. So was erträgt ein tapferer Soldat nicht. Da bin ich auf und davon. Lieber Knabe,“ sagte er freundlich sich verneigend, „komm' ich dir recht?“

„O, mein schönster Officier,“ rief dieser vor Freude die Hände faltend, „wie kann ich dich herrlicher wünschen, als du bist! Die blaue Uniform, die schwarzen Locken, und nun gar das Pferd!“

Da stieg der Ritter ab, schüttelte den Schnee vom Mantel und schien sehr vergnügt, im Trocknen zu sein.

„Ach ihr armen Zwerge!“ riefen die acht braunen Männchen. Vier Zwerge brachten einen großen Kuchen hereingeschleppt. Sie waren weit aus der Vorstadt hergekommen und ganz erschöpft. Da stieg mit heftiger Bewegung ein Rosinenmann aus dem Kuchen auf.

„Giebt's noch Dankbarkeit in der Welt?“ rief er wild. „Zu schlecht war ihnen der Kuchen, weil zu wenig Mandeln darin waren! Und ich soll das dulden?“

Eigentlich sah der Rosinenmann sehr komisch



aus, aber man durfte nicht lachen, weil er so böse war.

„Wie, ein Mandelgraf sollte mehr gelten als ich, der Rosinenfürst? Das wollen wir sehen!“ Dabei stieß er einen Rosinenfuß tief in den Kuchen, daß er nicht mehr heraus konnte. Da stand er recht unbequem und zitterte vor Wuth.

„Tsin tsin tsin,“ tönte es vor den Fenstern. Eine ganze Armee von Bleisoldaten kam dahergezogen. Der Befehlshaber schrie:

„Türken sollten wir sein und keine Franzosen! Ist das Lebensart? Der Zunge, — einige Straßen weit wohnt er in einem großen Hause — nahm aus Robeit den ersten besten meiner Leute und bog so lange an seinem Kopfe, bis er abfiel. Diese Ehrenfränkung fordert Rache.“

„Eins zwei, eins zwei,“ kommandirte er alsdann. Sie marschirten herrlich und die braunen Männchen setzten dem zerbrochenen Soldaten den Kopf wieder auf. Nun war Alles gut. Der General befehligte die Armee in einen Winkel des Zimmers. Hier stand sie jeden Augenblick zum Dreinschlagen bereit.

„O theurer General,“ rief eine kleine Gestalt vor dem Fenster, „ich bin dir bald nachgekommen.“

„Wie, mein Herr und König, Sie hier?“

„Ja, General. Da sieh, wie sie mich zugerichtet!“ Eine feine Puppe war's aus Wachs, das Gesicht zerschabt, Augenblau und Wangenroth waren zusammengelassen, die Kleider zerfetzt, ein Fuß verkehrt gedreht, und an den Goldfransen der Schleppe hingen Stücke von der zerbröckelten Krone.

„Voller Uebermuth hausten die Kinder in einer unsinnigen Menge von Spielzeug, lärmten toll und brachten eine zierliche Gliederpuppe herbei, die sollte meine Gemahlin werden. Als der Thron bereit war, sollte ich mich darauf niederlassen. „Dummes Ding, kannst dich nicht setzen!“ schrieen die Kinder, und zwickten und quälten mich so lange, bis ich die rettende Glocke hörte und glücklich durchschlüpfte.“

„Armer kleiner König,“ sagte der Knabe, „ich will sehen, wie ich dich wieder zurechtbringe. Wärme dich vorerst und dann wollen wir spielen.“

Und das thaten sie auch. Der König spielte aber nicht mit, er war noch viel zu elend. Dafür gaben Löwe, Mäuschen und Haase gar lustige Kunststücke zum Besten, und Officier und Bleigeneral erzählten erstaunliche Heldenthaten.

„Horch, horch,“ flüsterten die acht braunen Männchen und trippelten herbei, „schon läutet im dunkelgelben Apfel die goldene Glocke.“

Sie tanzten um den Apfel. Wieder schwirrten acht braune Männchen hervor, weit hübscher und

feiner als die ersten. Sie befestigten die goldene Glocke an's andere Fenster; die war schwerer als die silberne, darum hingen auch sechzehn Schnüre daran und sechzehn Männchen läuteten jetzt.

Was wird nun kommen?

Siehe, der Boden öffnet sich und es sprießt und wächst und blüht empor ein kleiner wunderbarer Garten. Die geschwellten Knospen öffnen sich zu hellen Blütenkelchen, darinnen leben die Märchen, die sonst in den Büchern gefangen sind. In der Kille schläft Dornröschen; ein winziger Prinz küßt und erweckt sie. In einer hellen Rose steht schön Aschenbrödel; die strahlende Fee erscheint und schmückt sie für den Ball. In einer Purpurrose liegt Schneewittchen; die sieben Zwerge umringen es weinend und klagend.

In stummer Seligkeit stand der Knabe, als aus dem Kelch einer herrlichen Zauberblume das Christkindchen selbst emporstieg. Sein Kleid war duftig rosenroth, seine Krone silberne Sterne. Die Blumen alle schlossen sich, als Christkindchen vorüberschwebte. Vor dem Fenster hing eine hellglänzende Muschel an Perlenketten von zwei weißen Schwänen gezogen. Das Fenster öffnete sich. Christkindchen winkte dem Knaben, einzusteigen. Sie schwebten über die Dächer der Häuser hinweg.

„Hier unten,“ sprach das Christkindchen leise, „hat ein Kind wohl einen schweren Traum; ich seh's an den Schneeglöckchen in meiner Hand, die hängen die Köpfe.“

„Neigt euch, ihr Schwäne, senk' dich, Muschel, wollen hineinschauen durch's Fenster blank.“

„Sieh,“ rief der Knabe, „da ist meine ganze Franzosenarmee, die stürmt auf den Schlafenden ein! Ihre Kanonen haben sie alle nach seiner Stirne gerichtet und bombardiren mörderisch.“

„Sie wollen sich rächen, denn er hat ihnen Leids gethan,“ flüsterte Christkind wieder.

Die Muschel zog weiter. Bald senkten sich die Schneeglöckchen in Christkindchens Hand.

„Neigt euch, ihr Schwäne, senk' dich, Muschel, wollen hineinschauen durch's Fenster blank.“

„Weh, mein Officier!“ rief der Knabe, er steht vor dem Bett mit gezücktem Schwert und will dem Kinde den Kopf abhauen. Ach gutes, gutes Christkindchen, nimm die bösen Träume fort!“

Und das Christkind nahm mit seinem Silberstabe die bösen Träume hinweg. Lächelnd zog es dem Hause zu, wo der Knabe wohnte. Unter der Hausthüre stand schon, chrsurchtsvoll sich verbeugend, der himmelblaue Officier. Es hing ihm nur eine

Loche zu tief in die Stirne, sonst hätte man gar nicht gemerkt, daß er so schlimme Absichten gehabt.

Aber das Christkindchen holte eine funkelnde Krone herbei und einen schimmernden Scepter. „Du sollst König sein über alles Spielzeug der Welt, weil du ein so braves und mitleidvolles Herz hast,“ sagte es zu dem Knaben, und führte ihn dem glänzenden Throne zu, der für ihn bereit stand. Zu seiner Seite bliesen zwölf Eichhörnchen die Posaune, das waren die Hofmusiker.

Der Knabe streckte den Scepter aus und herbei strömten von nah und fern die Gesandten der Spielnationen aller Länder, ihrem Könige zu huldigen. Sie kamen vom Fürsten in Gold und Juwelen, vom Minister in Zucker und Marzipan hinab bis zu den Holz- und Papierkomödianten aus den fabelhaften Rittertragödien und gemalten und geschnitzten Heldenhühnen. Es kamen die Generale sämtlicher kleiner Heere in allen Waffengattungen, Orden und Kokarden des weiten Erdenrunds. Es kamen Hanswürste, Marionetten, Schattenspielfiguren; Gockelhähne, Tiger und Tanzbären und ein fremder Musikdirector bot sein auserlesenes Orchester dem Könige als Hofkapelle an. Weil nun Silberharfen gar niedlich klangen und die Pfeifen zu den Posaunen stimmten, nahm es der König huldvollst an.

Zuletzt kamen noch vornehme Blechkutschler, die in Staatscarrossen das süßeste Confect herbeiführen, und dicht auf den letzten Wagen voll zuckerner Gänsschen folgte das weibliche Puppengeschlecht in Sammt und Seide und Flor. Und nun erfolgte ein vieltausendstimmiges schnarrendes, schmetterndes, quielendes „Hoch, hoch, hoch, dem Beherrscher alles Spielzeugs der Welt!“

Und das Orchester, spielte, und es fiel in die Musik ein, was nur Ton hatte in Zucker, Holz, Glas und Metall, daß es eine Lust war zu hören.

Das Christkind aber ward plötzlich ernst und sprach: „Ich muß nun weiter ziehen, zu anderen Kindern. Willst du ewig König bleiben, der mächtige Herrscher über das unermessliche Reich des Spiels? Du willst es. So wisse, du kannst dies nur unter der Bedingung, daß du deine Mutter lässest und nie wieder zu ihr zurückverlangst.“

Da ward's dem guten Jungen ums Herz, als müsse es ihm zerspringen. Was er aber vor heftigem Schluchzen nur herausbringen konnte, war: „Nein!

Nein! Mutter, meine, Mutter — meine, arme gute Mutter!“

Da läutete die Glocke des dritten Apfels. Der that sich auf und ward größer, und wuchs zu einer prächtig strahlenden Feuerlilie. Und das Christkind stand oben auf dieser und sprach: „Liebes Kind, du hast das Rechte erwählt. Sei stets so fromm und gut wie heut, dann wirst du immer glücklich sein.“

Darauf tönten die Glöcklein hell mit einander, und von oben her klang eine feierliche Himmelsmusik und dem Knaben ward selig wie nie zu Muthe. Das Christkind winkte ihm mit freundlichem Lächeln. Da hob sich die rothe Lilie sanft in die Höhe, sie ward immer bleicher und kleiner, und als der Knabe genauer hinsehen wollte, da wars der rothe Apfel auf dem Tische, der lag neben dem hellgelben und dunkelgelben. Alle drei glänzten wieder voll und rund im Schimmer der aufflackernden Lampe. Die Musik tönte noch fort, aber drüben in der Kirche, da sangen die Kinder das Weihnachtslied. Die Mutter saß vor der aufgeschlagenen Bibel und stützte den Kopf in die Hand. Der Knabe hielt sie aber fest umschlungen, als ob er sie nimmer wieder loslassen wollte. Er weinte und lächelte dabei und wußte nicht, wie ihm geschehen war.

Da nahm die Mutter die Hand von den Augen. „Ich glaube, ich habe geschlafen,“ sagte sie. „Aber Kind, was ist dir, und wer hat dir denn die schönen Dinge alle gebracht?“

Der Knabe rieb sich die Augen und blickte erstaunt umher.

Da lag auf dem Tische der Kuchen und der Rosinenmann, und dabei standen die Löwen und der Zuckerhase und die Marzipanmaus. Da saß der Reiter auf dem Schimmel und daneben war eine Schachtel mit Zinnsoldaten gestellt und am Fuße der Lampe lehnte der König mit dem geschabten Wachsgezicht. Aber alle waren nun stumm und redeten kein Wort. Wie nun der Knabe den König vorsichtig ansaß und bei Lichte betrachten wollte, da klingelte es hell unter seinem Mantel, wie vorhin die Silberglocken, und es rollten auf einmal eine Menge große Thaler heraus. Wer aber hat alle diese Herrlichkeit hierher gebracht? Niemand weiß es zu sagen.

Die Mutter schloß ihr Kind heftig in die Arme und beide weinten und jubelten vor Freude, denn nun war alle, alle Noth zu Ende.



Von
Friedrich Güll.

1.

Mit T bin ich werthloser Putz,
Mit W vor Wind und Wetter Schutz,
Mit B umflecht' ich Kranz und Strauß,
Mit S helf' bauen ich das Haus,
Mit L umsäume ich das Meer,
Mit H schaff' ich, was leicht und schwer.

2.

Der freche Dieb vollführt im Hause mich bei Nacht,
Ob auch der Wächter auf der Straße draußen wacht.
B vor, erlitt es schon gar Mancher auf dem Eise,
Ja in der Wohnung oft so schnell wie auf der Reise.
S—t statt B hinzu, kann dir's der Bauherr sagen,
Der aus mir holt den Stoff zum Bau mit Ross und Wagen.

3.

Ist die Thüre zu, wirfst du sie —,
Hast du ausgeschlafen, wirfst du —,
Und wenn dich von Herzen etwas freunt,
Laut vor Freude wirfst du —.

4.

Das Käpchen hat es zierlich
Und giebt es dir manierlich,
Mit r führet es dich aus dem Haus
Und Garten in das Feld hinaus.

Von
Wilhelm Fischer.

1.

(Statt des Gedankenstrichs soll stets ein und derselbe
Infinitiv eingeschoben werden.)

Ich möcht' vom Bergesgipfel gern
Die Gegend —,
Und doch von Allem nah und fern
Nichts Schönes —.
Ich hoff' als Lehrer, liebes Kind,
Dich noch zu —,
Doch deine Fehler wohlgesinnt
Darf ich nicht —.

2.

„Was ist das Erste?“ fragst du mich.
Du sagst es ja, besinne dich.
Das Zweite klingt am rechten Ort
Für „Landestheil“ als schönstes Wort.
Das Ganze macht aus deutschem Mund
Ein prächtig Waldgebirg dir kund,
Zum Theile wieder deutsch zur Stund'.

3.

Vor ihrem Ende setze man
„Sich“ in die „Nacht“ hinein,
Und was entsteht, wird Jedermann —
Wir stracheln alle dann und wann —
Gar oft willkommen sein.

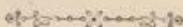
Auflösung der Räthsel Seite 62.

Räthsel von **Friedrich Güll.**

1. Meer Schaum. 2. Baun, Baum. 3. Aufwand, Aufstand. 4. Eckstein, Speckstein.

Räthsel von **Wilhelm Fischer.**

1. Fastnacht. 2. Blau, lau, Au. 3. Baden, Aten, Ate.

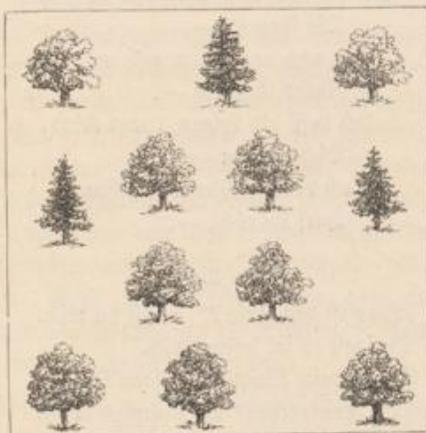




von Robert Löwike.

I.

Onkel Anton hat einen Garten von quadratischer Form. In demselben stehen 12 Obstbäume und zwar so,



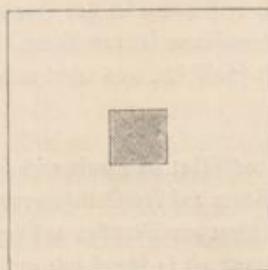
wie es die oben gezeichnete Figur andeutet. Er hat nun diesen Garten so getheilt, daß jeder seiner vier Söhne ein gleiches Stück erhält. Alle vier Stücke haben auch eine gleiche Form und jedes derselben enthält drei Obstbäume.

Wie sind nun die Grenzen gezogen, wenn dieselben nicht krumme, sondern gerade Linien sind?

II.

Nehmt einmal ein Kartenblatt oder ein anderes

Stück etwas steifes Papier von quadratischer Form. Schneidet dann in dasselbe ein Loch, welches genau in der Mitte liegt, quadratische Form hat und den sechzehnten Theil des Papiers beträgt. Nun versucht durch geradlinige



Schnitte das Papier in 5 gleiche Stücke zu theilen, aber so, daß 4 derselben gleiche Form haben.

Wie sind die Schnitte zu machen?

III.

Herr von Klirrsporn hatte, als sein Sohn Curt gerade ein Jahr alt war, in seinem Park ein Bäumchen gepflanzt, ebenso an dem nächsten und an jedem folgenden Geburtstage seines Sohnes. Als nun Junker Curt von Klirrsporn 21 Jahre alt war, ging sein Vater mit ihm in den Park und zeigte ihm die gepflanzten Bäume. Der Sohn fand zu seiner Verwunderung 10 (geradlinige) Reihen, deren jede 5 Bäume enthielt, und doch waren es im Ganzen nur 21 Bäume.

Wie waren dieselben gepflanzt?

Anlösung der Knackmandeln Seite 63.

I.

Will man den Schlüssel mit dem Doppelfaden frei erhalten, so kann man dies leicht auf folgende Art ausführen. Man faßt den Doppelfaden da, wo der Knoten die beiden Enden verbindet, zieht ihn durch den Doppelschloß B, dann durch A und streift ihn über den Schlüssel. Faßt man nun den Schlüssel, so kann man den Faden ohne Schwierigkeit durch sämtliche Doppelschlöße ziehen.

II.

Man zieht zunächst den schmalen Papierstreifen A B durch den Ring, schlingt dann den Faden mit dem einen Knopf um den Streifen A B und macht Knopf und Faden so von demselben frei. Dann drückt man den Streifen A B durch den Ring zurück, macht es ebenso mit dem Streifen C D und zuletzt auch mit dem Streifen E F. — So erhält man das Papier, den Ring und die Knöpfe mit dem verbindenden Faden frei.

